P. o. angl.
545
7/1

P. o. angl. 545 x/(1

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

28748.

Ein muthiges Weib.

Erster Band.

Ein muthiges Weib.

Von

der Verfasserin von „John Halifax“.

Aus dem Englischen

von

Sophie Verena.

Autorisirte Ausgabe.

Erster Band.

Lindauersche LEHRBIBLIOTHEK Schöppingen

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1870.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gd/68/1315

Prolog.

In dem Leben vieler Menschen, nein, ich glaube in dem aller giebt es einen Zeitabschnitt, welcher der Wendepunkt ihrer ganzen Existenz wurde, wie wir dies deutlich bemerken können, wenn wir auf dieselbe zurückblicken; es tritt ein Moment ein, da unsere Einbildungskraft erwacht, unser Fühlen tiefer und stärker wird und allgemeine, unbestimmte Eindrücke sich zu Ueberzeugungen und Principien gestalten, da, um kurz zu sein, unsere Anlage zum Guten oder Bösen sich entfaltet und für immer entscheidet. Wir mögen dies nicht gleich richtig erkennen, doch später geschieht es gewiß, und mit Dankbarkeit oder Bedauern sagen wir dann zu uns selbst: „Ohne dies oder jenes Ereigniß, diese oder jene Person, wäre ich nimmer geworden, was ich bin".

Diese Krisis kam über mich Winifred Weston, als ich gerade mein sechszehntes Jahr vollendet. Es war kein „Verlieben", wie man dies meist in solchem Falle bei jungen Mädchen findet und zwar mit Recht, denn die Liebe ist oder sollte in der Welt den ersten Platz

einnehmen, aber dies neue Gefühl in mir stand dem Verlieben gleich und hatte auf mich und die Bildung meines Charakters dieselbe Wirkung. Und in einem Sinne war ich ja doch verliebt, wenngleich es sich in einer sehr harmlosen Form der gewaltigen Leidenschaft kundgab, denn ich war ein kleines alltägliches Mädchen von sechszehn Jahren und der Gegenstand meiner innigsten Bewunderung — nein, meiner anbetenden Zuneigung — war eine alte, siebenzigjährige Dame.

Ein junges Mädchen in eine alte Frau verliebt! Welch eine lächerliche Seite des allmächtigen Gefühles! Nicht so lächerlich, meine guten Freunde, als es auf den ersten Anblick erscheint, und keinesfalls so ungewöhnlich, wie Ihr glaubt. Ich habe außer diesem meinem Fall noch manche gleichartige gekannt, Fälle, in denen, trotz der großen Verschiedenheit der Jahre und Charaktere, doch jene ideale Anbetung und leidenschaftliche Hingebung erblühte, welche die Wurzel aller wahren Liebe und besonders jeder ersten Liebe ist. Mag man darüber lachen, es liegt doch ein edler Zug in dem Knaben, der sich in seine „Großmutter" verliebt, und es ist mir immer als etwas Schönes erschienen, das für den sonst so genußsüchtigen, egoistischen Charakter Goethe's sprach, daß er in seinem Alter noch von „einem Kinde" so angebetet wurde.

Es ändert durchaus nichts an der Art des Empfindens, wenn es das Herz einer Frau einer andern hingiebt. Ich liebe jetzt einen Mann, Gott sei gedankt, daß er mich einen Mann so würdig meiner Liebe finden ließ; dieser aber weiß wohl, daß er eine lange Zeit,

erst in zweiter Linie in meiner Zuneigung stand, daß der erste Platz in meinem Herzen jener Frau gehörte.

Sie war, wie ich schon einmal gesagt, sehr alt, selbst als ich sie zum ersten Male sah, was zufällig in der Kirche geschah. Unsere Kirchstühle lagen sich gegenüber. Ich war die Tochter des neuen Vicars und sie „die Dame des Schlosses", Brierley Hall, genannt, des ältesten und schönsten Besitzthumes in der ganzen Gegend.

Die meisten der vornehmen Familien des Kirchspieles wurden von einem Diener begleitet, der ihnen die Gebetbücher nachtrug; die Dame kam allein und trug ihr Buch selbst; langsam und würdevoll durchschritt sie das Seitenschiff und setzte sich in eine Ecke des großen dumpfigen Kirchstuhles, dessen Kissen und Behänge einst von leuchtend rothem Tuch gewesen waren, jetzt aber durch die Sonne, welche lange Jahre darauf geschienen, sich verblaßt zeigten. Dennoch standen sie in auffallendem Contrast mit dem schwarzen Anzuge der Dame, der indessen nicht die Düsterheit der Trauer bekundete; das Kleid war von schwerer, glänzender Seide, aber auf dem weichen, dicken, doch schneeweißen Haar trug sie eine Art Wittwenhaube.

Ich wußte, wer die alte Dame war. Obgleich mein Vater und ich erst seit einer Woche in Brierley wohnten, so war sie doch eine so wichtige und bedeutende Persönlichkeit, daß wir von ihr gehört hatten, wenigstens Alles das, was man im Dorfe über sie kannte. Man hatte mir gesagt, daß ich sie in der Kirche sehen würde, es sei der einzige Ort, den sie besuche, und sie war mir so genau beschrieben, daß ich in meiner auf's Höchste

gespannten Neugier sie gar nicht verkennen konnte. Und selbst wenn mich Niemand auf sie aufmerksam gemacht, es wäre zu demselben Endziel gekommen. Es sollte sein und es geschah, ich vermochte es nicht zu verhindern. Ich, des armen Vicars Tochter, ein mutterloses, romantisches, einsames Kind, das in der größten Abgeschlossenheit erzogen war, verliebte mich sterblich und für ewig in diese schöne alte Dame — Lady de Bougainville.

Der seltene und auffallende Name paßte so ganz zu ihrer Erscheinung, die ich versuchen will zu beschreiben.

Ihr stolzes, edles Antlitz hatte markirte Züge, die Nase war gerade und doch gebogen, die Linien ihres Kinnes und ihrer Wangen waren scharf und fest gezeichnet, ebenso der Mund, der, obgleich klein und zart, große Entschiedenheit ausdrückte. Es lag mehr ein fester und trauriger, als ein lieblicher Zug um den Mund, der einst gewiß weich gewesen und süß und anmuthig lächeln konnte, jetzt aber durch die harte Erfahrung des Lebens etwas Strenges bekommen hatte. Dessenungeachtet trat zuweilen die alte Milde und Weichheit hervor, ich sah es nicht damals, aber später. Der charakteristische Ausdruck ihrer Augen war, wenn nicht geradezu der der Traurigkeit, doch der eines tiefen schwermüthigen Ernstes. Sie erinnerten mich oft an den Anblick des Meeres nach einem Sturme, wenn die hohen Wogen sich gelegt haben und der Wasserspiegel wieder sanft und eben ist und in kleinen krausen Wellen glitzert; trotzdem wissen wir, daß da und dort zerbrochene Schiffsplanken schwimmen, manches verlorene Gut gegen den Strand getrieben wird und aus der aufgewühlten Tiefe Versunkenes

zur Oberfläche steigt. So stiegen auch die Erinnerungen an längst Begrabenes, die Zeichen tiefen Schmerzes in den dunklen Augen meiner schönen, alten Dame empor, der schönsten Frau, welche ich je gesehen, obgleich sie eine Siebenzigjährige war.

Noch jetzt, während ich mich vergebens bemühe sie zu beschreiben, fühle ich mein Bezaubertsein zurückkommen, das Entzücken, mit welchem ich jede Linie ihres edlen, blassen Gesichtes beobachtete, das gerade so eigenthümlich und „unenglisch" war, wie ihre Augen und wie ich jede Falte ihres Anzuges bewunderte, der ganz verschieden war von der Art, wie ich bis jetzt andere Damen gekleidet sah. Ihre Toilette war bis in die kleinsten Details vollendet, wie es ihr und ihrem Range zukam. Lady de Bougainville war auf das Vollkommenste chaussée et gantée (nur die französischen Worte drücken aus, was ich meine, wir Engländerinnen ziehen Handschuhe und Schuhe nur an) und die Kleinheit und Zärtlichkeit ihrer Hände und Füße war für eine so große Gestalt auffallend. Sie hatte keinen Zoll ihrer Größe verloren und sie trug das Haupt hoch und stolz wie Eine, die es nie in Scham oder Unterwürfigkeit vor einem Menschen gebeugt.

„Aristokratisch" wäre unzweifelhaft der Ausdruck, mit welchem man am Besten ihre ganze Erscheinung bezeichnet hätte, aber in dem rechten Sinne gebraucht und aufgefaßt als zu „den Besten und Edelsten" der Erde gehörend. Es lag nichts Hochmüthiges oder Zurückstoßendes in ihrem Wesen, wenn man meint, daß diese Eigenschaften zur Aristokratie erforderlich seien.

Die Augen der alten Dame so wie der Teint ihres Gesichtes waren, wie schon einmal bemerkt, nicht englisch und als sie die Responsorien sagte, geschah es mit einem ganz leisen, wie es mir schien „französischen Accent", sonst zeigte sich nichts Fremdes an ihr. Ihr Anzug war der einer englischen Witwe, aus deren Trauerkleidern die Zeit den Krepp verbannt und statt dessen eine Vermischung des Schwarz mit Grau und Weiß erlaubt hat. Das Gewand war noch schwarz, doch ohne Verzierungen von Schmelzperlen, Frisuren und Trobdeln, welche mir stets als ganz unpassend für ein Trauerkleid erscheinen; aber bei aller Einfachheit war der Anzug reich und vollendet schön, wie es einer vornehmen Dame zukommt, deren Wohlhabenheit, wie die Leute sagten, sehr groß sei und die nicht einmal einen Erben für dieselbe hatte.

Ja, Lady de Bougainville war nicht nur eine verwitwete Gattin, sondern zugleich auch eine kinderlose Mutter. Sie lebte in ihrem einsamen Alter in dem großen stattlichen Hause ganz allein, das vor vielen Jahren von ihrem Gemahl, Sir Edward de Bougainville angekauft und ausgebaut worden war, und in welchem er, nachdem er kurze Zeit darin residirt hatte, starb. Vorher waren ihre sechs Kinder ihr durch den Tod geraubt worden. Von jener Zeit an war auch sie für die kleine Welt oder besser die Gesellschaft von Brierley so gut wie gestorben. Sie verließ das Schloß niemals, außer wenn sie zur Kirche ging. Es wurde äußerlich in derselben Weise erhalten, wie früher, keines der Zimmer war verhängt und verschlossen und eine große An-

zahl Diener ward beibehalten. Aber sonst lebte die Herrin des Hauses ganz still und einsam darin, sie empfing weder Besuche noch machte sie deren. Seit zwanzig Jahren, wie mir unsere geschwätzige Wirthin erzählte, brachte die alte Dame in dieser Weise ihre Tage hin, diese so reiche und doch so arme, alleinstehende Frau, die beneidete, bemitleidete, hoch verehrte und scharf kritisirte Lady de Bougainville.

Die, welche sie verehrten und segneten, waren die Armen der Gegend, denen sie unendliche Wohlthaten erwies, während die reichen, vornehmen Familien rings-umher sie tadelten, weil sie seit lange jeden Umgang mit ihnen abgebrochen, und die neuzukommenden gar nicht beachtete. Alle waren empört, daß Brierley Hall ihnen verschlossen blieb, daß es keine großartigen Diners in dem schönen, alten Speisesaale gab, in welchem, wie man erzählte, sogar Charles der Zweite eine Erfrischung eingenommen, nachdem er in dem umliegenden Reviere gejagt. Die jungen Leute waren ärgerlich, daß auf den köstlichen Wiesen und Rasenplätzen keine Spiele und Feste veranstaltet wurden und kein Ball in den weiten Sälen zu hoffen war, in den schönen Gemächern, die nicht einmal einer der jetzigen Jugend gesehen.

Einst war es ganz anders gewesen. Während Sir Edward das Schloß neu ausbauen ließ, bewohnte er ein hübsches, großes Haus in der Nähe, und lebte in einer Art, wie sie seinem Range und Vermögen zukam, und die ganze Familie besuchte und empfing die beste Gesellschaft der Umgegend. Alle, die Mutter und die Kinder, waren sehr beliebt um ihrer Heiterkeit und Schön-

Name ward mit ehrfurchtsvoller Scheu ausgesprochen, als sei sie ein von allen Menschen in der Welt ganz verschiedenes Wesen. Und das war sie auch. Als ich während des ganzen Gottesdienstes nach ihr hinüberblickte, fühlte ich mehr und mehr, daß ich nie Jemand gesehen, noch sehen würde, der Lady de Bougainville gleich war.

Ich hatte bis jetzt sehr wenig Frauen kennen gelernt, ich meine gebildete, feine Damen; in dem abgelegenen Kirchspiele, in welchem wir bis jetzt gelebt, gab es nur Pächterfamilien außer der einen des Gutsbesitzers, die mein Vater mich aber niemals besuchen ließ. Eine traurige Erfahrung, ein Vorurtheil, auf das ich nicht weiter zurückkommen und nur so viel sagen will, daß, obgleich ich mutterlos dastand, meine Mutter nicht todt war, ließ ihn allen weiblichen Umgang vermeiden. Er hatte mich ganz allein erzogen und mehr zu einem Knaben, als zu einem Mädchen, in meinem Herzen wünschte ich oft ein Knabe zu sein und verachtete fast mein Geschlecht — bis ich Lady de Bougainville sah.

In ihrer edlen, kräftigen Schönheit, mit dem echt mütterlichen Ausdruck in ihrem ganzen Wesen, nicht dem jener schwachen Güte, welche nicht viel besser als der Instinct des Thieres gegen seine Jungen ist, sondern jener starken beschützenden Zärtlichkeit, die so wohl befähigt zu lieben wie zu vertheidigen, erschien sie mir eine rechte Frau, eine rechte Mutter. Und alle ihre Kinder ruhten im Grabe!

Wagte ich es auch nicht, sie zu bemitleiden, so wurde doch mein ganzes Herz zu ihr hingezogen, und zwar

durch etwas Besseres und Tieferes, als die Bezauberung meiner Augen. Die Phantasie einer Sechszehnjährigen vermag in zwei Stunden einen ziemlich weiten und luftigen Weg zurückzulegen; als der Gottesdienst vorüber war, erschien es mir, als sei ich schon seit Jahren in die schöne, alte Dame „verliebt".

Sie durchschritt das Schiff der Kirche etwas früher als die andere Gemeinde und verließ die heilige Stätte nicht inmitten der Reichen und Vornehmen der Versammlung, sondern inmitten der Armen, die sich tief vor ihr verneigten und im Vorübergehen von ihr gegrüßt wurden; doch mit keinem der anderen Anwesenden wechselte sie einen Gruß. Allein, wie sie gekommen, ging sie von dannen und bestieg ihre schöne Equipage — eine jener in Federn hängenden Kutschen, mit breiter Decke über dem Bock und einem Bedientensitz hinten, wie sie vor dreißig Jahren Mode waren. Nachdem der Diener ihr hineingeholfen, warf er die Thür scharf zu mit einem Ausdruck so friedlicher Gleichgültigkeit, wie der Leichenbesorger den Sargdeckel über einen vornehmen Todten schließt, sobald die Freunde des Verstorbenen das Haus verlassen haben, wie es jetzt in vornehmen Familien immer der Fall sein soll.

Langsam, als gehöre er zu einem Leichengefolge, so fuhr der Kutscher von dannen; und es lag in der ganzen düsteren Pracht dieses Aufzuges etwas, das mir mißfallen haben würde, wäre ich nicht so bezaubert von Lady de Bougainville gewesen. Sie brachte in mein einförmiges Leben — in welchem ich mich stets nach etwas Neuem sehnte — ein so hohes Interesse, daß es

wie eine Offenbarung über mich kam. Ich ging nach Hause, erfüllt von ihrem Bilde; ich dachte den ganzen Tag an sie und träumte die Nacht von ihr; ich zeichnete ihr Profil — wie vollendet schön es war trotz des Alters — auf meine Rechentafel zwischen den Exempeln und auf den Rand meines lateinischen Lesebuches. Mein Geist war in beständiger Aufregung, meine Ohren lauschten begierig irgend ein neues Gerücht über sie zu hören, aber ich war so schüchtern, eine directe Frage nach ihr zu thun, als ob ich ein junger Mann und sie meine erste Liebe gewesen wäre.

Lacht nicht über mich, Ihr die Ihr dies lest, es ist eine gute Sache so recht von Herzen in Jemand „verliebt" zu sein. Wenn wir älter werden, lieben wir in ruhigerer Weise, aber selbst dann noch blicken wir gern zurück auf unsere früheren Idole.

Wie lang die Woche mir bis zum nächsten Sonntage erschien, da ich sie wieder sah!

Jetzt lebte ich von einem Sonntage bis zum anderen in fieberhafter Spannung, bis dann mein Sehnen gestillt wurde; denn mochte das Wetter gut oder schlecht sein, Lady de Bougainville war stets in der Kirche. Wurde nun meine Phantasie auch nur an dem einen Tage durch Hinschauen genährt, so war diese magere Diät doch von so großer Wirkung auf mich, daß ich alle Stadien eines richtigen Liebesfiebers durchlebte. Die meisten Mädchen müssen es durchmachen und es bringt ihnen im Grunde mehr Gutes als Nachtheil, vornämlich wenn „der Gegenstand", wie in meinem Falle, eine Frau ist.

Welch ein liebes, gutes Schäfchen sie war — die

kleine dumme Winny Weston! Ich schaue jetzt auf sie zurück, als ob sie eine andere Person sei und nicht ich selbst, wobei ich alle ihre Fehler und ihre Vorzüge sehe, aber ich bitte es wohl zu verstehen, daß ich durchaus nicht beschämt bin, weder über sie selbst, noch über ihre „erste Liebe".

Daß mein Idol jemals einen Gedanken auf mich wenden könnte, kam mir, nicht einmal trotz meiner so blühenden Phantasie, in den Sinn. Zuweilen streifte mich ein Blick, daß heißt, die alte Dame schaute über meinen Kopf auf die gegenüberliegende Wand, aber es fiel mir nie ein, daß sie mich bemerkte. Das war auch durchaus nicht wichtig, so lange ich sie nur betrachten und mich mit ihr beschäftigen konnte, lange Geschichten ausspinnend, in denen sie die Heldin war, Geschichten, über die ich später lächelte, weil sie der Wahrheit so fern lagen. Als ich die Vergangenheit erschöpft hatte, wandte ich mich der Zukunft zu, und amüsirte mich damit, endlose Möglichkeiten und wunderbare Ereignisse auszumalen, durch welche eine Begegnung zwischen mir und Lady de Bougainville herbeigeführt würde, oder die es mir möglich machten, irgend eine Heldenthat für sie zu thun, mit oder ohne ihr Wissen — das blieb sich gleich. Zuweilen stellte ich mir vor, daß die Pferde ihres Wagens durchgingen, und ich, die kleine Winny Weston, fiel denselben in die Zügel und verhütete so ein schweres Unglück; oder ich bildete mir ein, es könne Nachts einmal Feuer auf dem Schlosse auskommen, dessen Schornsteine durch die Bäume blickten und von mir bei Mondschein oft aus dem Fenster meiner Schlafstube beobachtet wurden; ich

war natürlich die Erste, welche es bemerkte und Lärm machte, ich stürzte nach der Stelle des Unheiles und rettete das Haus und seine bejahrte Herrin. Nach einem solchen Vorfall würde sie vielleicht doch meine Existenz bemerken, oder wenn ich etwas sehr Großes gethan, möchte sie mir wohl sogar ihre Hand reichen und mit derselben klaren Stimme, mit welcher sie alle Sonntag Gnade für „uns arme elende Sünder erbat" (als ob sie eine Sünderin sein könnte) sagen:

„Ich danke Ihnen, Winifred Weston!"

Und wenn ich nun wirklich ihr Leben gerettet, da that sie wohl gar mehr, sie öffnete ihre Arme dem mutterlosen Mädchen mit dem Herzen voll sehnsüchtiger Liebe und flüsterte:

„Winifred, sei fortan mein Kind!"

All diese Träume und Vorstellungen waren sehr einfältig und melodramatisch, aber sie waren noch besser für mich, als manche anderen Thorheiten, denen man mit sechszehn Jahren anheimfällt, besser, als wenn ich tanzend und coquettirend in das ernstere Leben eingetreten wäre. Sie lehrten mich zu lieben, und nicht nur Liebe zu fordern, und sie bildeten in mir, wenn auch damals nur in meiner Phantasie, zwei Gefühle aus, die der jetzigen Generation immer mehr entschwinden — Heroismus und Geduld.

Daß Lady de Bougainville beider fähig war, bekundete mir ihr Antlitz. Je länger ich es betrachtete, desto mehr bezauberte es mich. Es war ein ideales Angesicht, ja es lag etwas durchaus Historisches in ihm wie in einem jener alten Portraits, an die sich, wie

wir Alle glauben, eine interessante Geschichte knüpft. Obgleich es ruhig war, konnte man es doch kein kaltes, unbewegliches Antlitz nennen. Oft wenn in meines Vaters Predigten — er konnte originelle und geistvolle Reden halten — sie etwas besonders anzog, so ging ein Leuchten durch die stillen Züge und ihre dunklen Augen richteten sich auf den Sprechenden mit einem so klaren und scharfen Blick, als ob sie einer jungen Frau und nicht einer Siebenzigjährigen angehörten. Aber meist hielt sie dieselben niedergeschlagen, nicht aus Trägheit, Stolz oder Verachtung, sondern als ob sie müde wären, müde so lange lange Jahre auf die Welt ringsumher zu blicken. Erhob die alte Dame ihre Augen, so hatten sie oft einen in sich gekehrten, nachdenklichen Ausdruck, als ob sie in fernen Zeiten und Orten lebte. Später als ich Lady de Bougainville näher kannte, und einmal die Frage wagte: was sie beginne, wenn ihr Tagewerk geschehen sei, erwiederte sie mir:

„Ich träume, meine Liebe; ich habe nichts anderes zu thun, als zu träumen".

Was sie zuerst veranlaßte, mich zu bemerken, weiß ich selbst jetzt noch nicht. Ich glaube, es war nichts weiter als der Impuls ihres guten Herzens, der sie dazu trieb, sich nach mir zu erkundigen, da sie mich nicht mehr an meinem gewohnten Platz in der Kirche sah. Als sie hörte, wer ich war, und daß ich die Masern hatte — diese höchst unpoetische Krankheit — that sie, was sie bei allen Leidenden im Dorfe zu thun sich gewöhnt, sie ließ täglich nach meinem Befinden fragen und schickte Erfrischungen. Zuerst waren diese Gaben nur dem

Garten und dem Treibhause des Schlosses entnommen, als ihr später aber irgend eine Stimme zuflüsterte, daß es bei einem armen Vicar wohl oft nur schmale Bissen gäbe, da kamen Gelées, gute Suppen und andere kräftige Speisen für mich. Sobald ich erfuhr, wem ich all das Köstliche verdankte, ließ ich es mir munden, als sei es Ambrosia gewesen.

Trotzdem ging es nicht so schnell mit meiner Genesung, und nachdem ich volle sechs Wochen von dem Kirchenbesuche ausgeschlossen war, erhielt mein Vater an einem Montag — o, der gesegnete Tag! — ein Billet auf zartfarbigem Papier mit einem kleinen schwarzen Siegel verschlossen. Die Handschrift war zierlich, doch fest und sicher, mehr fremdländischer als englischer Schreibweise gleich. Ich besitze den Brief noch, und er lautet folgendermaßen:

„Lady de Bougainville empfiehlt sich Sr. Hochwürden dem Herrn Henry Weston, und würde sich freuen, wenn er ihr seine Tochter zu einem Besuche von acht Tagen anvertrauen wollte. Brierley Hall ist stets als ein sehr gesunder Aufenthalt betrachtet und Lady de Bougainville weiß aus Erfahrung, daß manche langwierige Krankheit im Anfange durch eine Luftveränderung zu beseitigen gewesen wäre. Sie wird das Kind („Kind" war durchstrichen und dafür Fräulein Weston gesetzt) in sorgfältige Obhut nehmen, wenn Herr Weston sich entschließen kann sich von seiner Tochter zu trennen. E[in] Wagen vom Schlosse soll sie zu einer zu bestimmenden Stunde, heute oder morgen, holen, damit jede Anstrengung vermieden wird."

Wunderbar! Höchst wunderbar! Der Brief entfiel meiner zitternden Hand. Aladin, Fortunatus, Aschenbrödel, alle diese glücklichen Jünglinge und Mädchen, denen Feen und gute Geister hold gewesen, konnten damals nicht mehr berauscht von ihrem Glücke sein, als ich es war.

„Vater, ich darf doch gehen?" rief ich. „Nicht gleich heute", denn plötzlich erinnerte ich mich des Zustandes meiner Garderobe, der bei der mutterlosen Tochter eines armen Vicars gerade nicht glänzend war. „Aber morgen. Nicht wahr, Du läßt sagen, daß ich morgen Mittag bereit sein werde?"

Es geschah mir so ziemlich immer der Wille; und so war es bald entschieden, daß ich diese Einladung, die erste, welche mich allein betraf, annehmen durfte.

Alle die jungen Leute, welche viele Freunde haben, fortwährend Besuche machen und empfangen, können sich keinen Begriff bilden von dem Zustande freudiger Aufregung, in dem ich mich befand. Es schien durch ihn der letzte Rest meiner Kränklichkeit zu schwinden. Irgendwo als Gast hinzugehen, würde für mich schon reizend gewesen sein, aber nach Brierley Hall — das war Seligkeit! Mit meiner schönen alten Dame unter einem Dach zu leben, sie täglich zu sehen, freundlich von ihr behandelt zu sein, und ihr alle jene kleinen Aufmerksamkeiten erweisen zu dürfen, wie das Alter sie gern von der Jugend annimmt, das machte den Becher meiner Glückseligkeit fast übervoll. Um solchen Preis konnte man schon krank sein.

Ich dachte damals und noch jetzt denke ich so, und

während ich über mich lache, stehen doch Thränen in meinen Augen, daß die Masern mir als ein ganz besonders günstiger Eingriff der Vorsehung in mein Leben geschickt wurden. Nicht von einem weltlichen Gesichtspunkte aus angesehen, nein, durchaus nicht. Denn trotz all der ehrerbietigen und geheimnißvollen Glückwünsche meiner Wirthin über diese wunderbare Fügung vermochte ich doch weiter keinen Vortheil aus diesem Besuch für mich herzuleiten; aber ich sah ihn als eine Seligkeit an, die in mein stilles, ödes Leben kam, und über die und mein Verdienst um dieselbe ich weiter gar nicht grübelte. Ich nahm mein Gehen nach dem Schlosse als etwas so Natürliches hin, wie ich einst mein zu dem Himmel Gehen aufzunehmen gedenke, und ich hatte schon jetzt einen Vorgeschmack dieses Letzteren.

Der Zustand meiner Garderobe war die einzige Sorge, welche mein Herz bedrückte; ich besaß so wenige, armselige Kleider und ach — wie ich jetzt erst bemerkte, sie waren nicht nett und ordentlich gehalten. Wenn ich an Lady Bougainville's Toilette dachte, an die schweren seidenen Gewänder, die Sammetmäntel und Pelze, deren Kostbarkeit fast über die Sauberkeit und Eleganz ihres Anzuges vergessen wurde, dann sank mir der Muth. Freilich war sie reich und ich arm, doch dies brauchte trotzdem nicht einen so großen Unterschied in der Sache zu machen. Selbst dürftige Kleider können ganz und sauber sein, und ich nahm mir vor, von da an sorgsamer und ordentlicher in Allem zu werden.

So besserte ich aus, plättete auf und wünschte beim Einpacken meiner kleinen Habseligkeiten, ich möchte bald

lernen, in mein bis dahin echt knabenhaftes Wesen etwas mehr weiblichen Ordnungssinn zu bringen.

Diese praktische Beschäftigung bildete ein heilsames Gegengewicht gegen meine fieberhafte Aufregung und hielt mich andererseits davon fern, mich der ängstlichen Scheu zu sehr hinzugeben, die mich doch inmitten meines Glückes zuweilen befiel. Den ganzen Tag befand ich mich in einem Rausche des Entzückens, den ich zu verbergen mich bemühte, damit mein Vater nicht glauben solle, ich sei glücklich, von ihm zu gehen, das erste Mal in meinem ganzen Leben, daß ich ihn verließ. Nein, so war es durchaus nicht gemeint, mein lieber theurer Vater, es war keine Gleichgültigkeit gegen alte Liebesbande, nur die dämmernde Ahnung, daß mich neue beglücken würden — es war derselbe Instinct, welcher den kleinen jungen Vogel bestimmt, an die äußerste Ecke seines sicheren, warmen Netzes zu schlüpfen, um von dort auf die fremde, unbekannte Welt zu blicken. Es mag eine kalte, öde Welt sein, voller Gefahren und Mühsal, wir mögen manchmal zagend und frierend durch sie dahingehen und sehnsuchtsvoll der verlassenen sicheren Ruhestatt denken, dennoch vermochten wir nicht darin zu bleiben. Gott gab dem Vogel Flügel, dem Menschen Kräfte und Anlagen zum selbständigen Leben, Beide müssen sich ihrer bedienen, koste es, was es wolle.

Als ich meinem Vater Lebewohl gesagt, ja, einen Abschied genommen, als gelte es eine Reise um die Welt, und nun allein in dem Wagen vom Schlosse saß, sank mir doch der Muth. Jeder Luxus war mir so fremd, er machte mir fast Angst. Und dennoch war ich nicht von

Geburt aus wohl dazu berechtigt? Hatten meine Vorfahren nicht auch so prächtige Equipagen, wie diese besessen? Die leise schaukelnde Bewegung, das so mühelose Fortbewegen that mir in meinem Zustande der Schwäche besonders gut. Nach kurzer Zeit begann ich an die Wirklichkeit meines Glückes zu glauben, und Aladin, als er seine Wunderlampe heller machte, und als Aschenbrödel in ihrem Kürbiswagen dahinfuhr, konnten nicht hoffnungsreicher und wonnevoller sich gefühlt haben, als ich.

Als wir durch das Dorf fuhren, erweckte der Anblick der Equipage zu so ungewohnter Stunde die Aufmerksamkeit der Bewohner, und ich saß zuerst kerzengrade in dem süßen Bewußtsein, daß Jeder mich bemerken müsse; dann aber schalt ich mich über diese kleinliche Eitelkeit. Es war besser, mein Glück in der Tiefe meines Herzens und in der dunkelsten Ecke des Wagens zu verbergen, so lehnte ich mich zurück, mit stolzem Entzücken zu mir sagend: „Keiner weiß es — Keiner ahnt es". Denn mir schien, wenn man es gewußt, so hätte die ganze Welt mich beneiden müssen, daß ich als Gast zu Lady de Bougainville fuhr.

Wir erreichten das Thor des Parkes. Ich hatte oft hindurch gesehen nach den geheimnißvollen Regionen hinter ihm, in denen das alte großartige Schloß durch das Grün der langen Ulmen-Allee schimmerte und die herrlichen Bäume des Parkes ihre Schatten auf den weichen Rasen warfen, ein Bild darstellend, das mich zuweilen an den Garten der Hesperiden erinnerte.

Jetzt flogen die Thore auf und eine sehr alltägliche

Gärtnersfrau ließ uns in das Zauberreich ein. Ein solches war es für mich und wird es ewig bleiben. Als der Wagen langsam durch die beiden Reihen der prachtvollen, patriarchalischen Ulmen dahin rollte, die sich gerade wieder in das junge Grün des Lenzes kleideten, fühlte ich recht deutlich, daß all' die hübschen Villen, welche ringsumher mit erschreckender Schnelligkeit erstanden, mit all' ihrem modernen Stuck und frisch bemalten Palisaden, mit den Pfeilern und Balconen gerade ebenso wenig mit Brierley Hall zu vergleichen wären, wie ihre Bewohner, wohlhabende, modern gekleidete Gentlemen und feine, elegante Damen mit meiner Lady de Bougainville sich messen konnten.

War sie es wirklich selbst, die dort in der Thüre stand? Nein, natürlich nicht, wie konnte ich so einfältig sein, es nur einen Moment zu denken.

Es war eine freundlich lächelnde, höchst respectabel aussehende Jungfer, die mich begrüßte, doch nicht eine ältliche Abigail, wie man hätte vermuthen können. Wunderbarer Weise waren alle Dienstleute in Brierley Hall mit einer Ausnahme jung.

„Mylady hat mir aufgetragen, Fräulein, Sie gleich nach Ihrem Schlafzimmer zu führen und Ihnen zu helfen, Sich niederzulegen, damit Sie bis zur Mittagstafel — um sechs Uhr — der Ruhe pflegen".

Mir scheint es oft, als kennten die Menschen lange nicht genug die geheimnißvolle Macht des persönlichen Einflusses, und wie sie selbst sich so eigenthümlicher Weise in ihrer Umgebung und ihrer Dienerschaft wiederspiegeln. Dies junge Mädchen behandelte mich mit so ehrerbie-

tiger Höflichkeit, als ob ich eine Gräfin gewesen und mit meiner eigenen Jungfer und einer Fülle von Gepäck angekommen wäre. Sie nahm meine kleine Reisetasche und führte mich durch eine weite Halle, von der ich in meiner nervösen Aufregung nur wie durch einen Schleier bemalte Glasfenster, grüne Marmor=Pfeiler und einen breiten Flur von polirtem Eichenholz sah. Nachdem wir eine prachtvolle Treppe erstiegen, traten wir in ein warmes Schlafzimmer, in dessen Kamin ein Feuer lustig brannte.

Wir haben alle unsere Ideale, und dies wird mein Ideal eines Schlafzimmers bis zum Ende meines Lebens bleiben. Es war nicht so groß, um nicht behaglich und lauschig sein zu können, und es wurde durch eine Abtheilung darin noch kleiner gemacht. Ein Bogen, von korinthischen Säulen getragen, hinter welchem das Bett und alle zur Toilette gehörigen Gegenstände sich befanden, bildete eine deutliche Grenze zwischen dem Schlafcabinet und dem Wohnzimmer. In dem letzteren stand in einem lauschigen Eckchen am Kamine ein Sopha mit einem Tische davor, auf dem Bücher und Schreibmaterialien lagen; und an diesem kühlen, grauen Frühlingstage knisterte ein kleines Feuer anmuthig im Kamin. Ueber demselben, in der Wand eingelassen, hing ein altes, sonderbares Oelgemälde, Kniestück in Lebensgröße stellte es einen alten Heiligen dar. Nach dem wilden, ungekämmten Haar und Bart, dem Gewande von Kameelhaar mit dem Ledergurte, hielt ich ihn für Johannes den Täufer. Ein wunderbarer Einfall, ihn dort hinzuhängen, wie er mit dem hageren Antlitz und den glühenden, vor=

wurfsvollen Augen auf all' den Luxus niederblickte und immer zu sagen schien: „Bereue — bereue!"

Ja, mir erschien die ganze Ausstattung des Zimmers reich und luxuriös, denn ich hatte nie etwas Aehnliches gesehen. Es amüsirte mich theils, theils kränkte es mich, wie ich so lange ohne all' die vielen Bedürfnisse der Civilisation hatte fertig werden können; da gab es wunderbare, geheimnißvolle Toilettegegenstände, deren Gebrauchsart ich nicht einmal kannte, und dort wieder viele Schränke, Schubfächer und Kasten, in welche ich meine dürftigen Habseligkeiten unterbringen sollte; und nun erst all die Spiegel, die meine kleine Person wiedergaben, ein wirklich nicht zu reizendes Bild in dem nicht kleidsamen Anzuge und mit den eckigen Bewegungen und Formen, welche einem solchen Alter meist noch eigen und durch die Krankheit noch mehr hervorgetreten waren.

Aber nun gar erst das Bett mit seiner eigenthümlichen und fremdartigen Form, mit dem Baldachin von reichen Damastvorhängen und der schönen, rothseidenen Steppdecke, welche darüber gebreitet war! Wie konnte ich wohl in einem so prachtvollen Bette schlafen!

Zuerst fühlte ich mich beklommen in der neuen, reichen Umgebung. Doch als ich Thee getrunken, wurde mir etwas leichter, und nachdem ich die Hülfe des Kammermädchens beim Auspacken aus reiner Scham abgelehnt, machte ich mich dabei, meine einfache Garderobe recht ausgebreitet und weit in die dazu bestimmten Sch[illegible] zu ordnen, und nahm all meinen Mutterwitz zusa[illegible] die Bestimmungen vieler mir unbekannten Gege[illegible] zu errathen, damit ich in den Augen der Diener[illegible]

nicht als gar zu einfach dastände. Dabei wurde mir immer frischer und wohler zu Muthe und zuletzt sagte ich zu mir selbst:

„Winny Weston, Du bist eine kleine Närrin, alle diese Dinge sind reine Aeußerlichkeiten. Sie vermögen Dich nicht zu einer Dame zu machen, wenn Du sonst keine bist; und bist Du eine, so kann der Mangel daran Dich doch nicht von der Stelle verdrängen. Also Muth, Winifred, und benimm Dich gut!"

So legte ich mich denn recht behaglich auf dem Sopha zurecht und schaute in die freundliche Flamme. Welch ein reizender Luxus ist doch ein immerwährendes Kaminfeuer im Schlafzimmer. Mir war es noch nie zu Theil geworden außer in Krankheitszeiten. Hier auf Brierley Hall schien es im ganzen Hause üblich zu sein und nur Jemand mit so zurückhaltendem Wesen kann verstehen, welch ein Segen darin liegt, welch wohlthuender Friede, in seiner Stube sich an seinem eigenen Kaminfeuer behaglich zu wärmen, wenn man nicht immer in den Gesellschaftsräumen oder Wohnzimmern sein will.

Lady de Bougainville hatte mir einen Liebesdienst erwiesen, daß sie mich bis zur Mittagstafel mir selbst überließ, damit ich mich erst in meiner neuen Lage zurechtfände. Aber so lange „liegend der Ruhe zu pflegen", wie das Mädchen mir als eine Verordnung ihrer Herrin mitgetheilt, und zwar mit einer Miene, als ob es un-
...ich sei, etwas von der Gebieterin Gewünschtes oder
...nes nicht zu erfüllen, das stand nicht in meiner
... „Der Ruhe zu pflegen" ist erst für ein späte-
...ensalter, als das meinige. Nach einer Stunde

hatte ich den Genuß, nachdenklich und träumend in das Kaminfeuer zu schauen, mein Zimmer zu mustern und mich an der Aussicht aus beiden Fenstern zu erfreuen, erschöpft, und ich brannte vor Neugier, etwas weiter in „das Zauberreich" einzudringen.

Ich öffnete die Thür und blickte schüchtern hinaus, so scheu und zaghaft wie eine kleine Maus auf ihrer ersten Entdeckungsreise. Alles war still, still wie in einem verzauberten Schlosse. Weshalb sollte ich nicht leise hinabgehen, die Treppe und die Halle mir anzusehen? Ich liebe schöne breite Treppen und Flure; sie erscheinen mir wie die Lungen eines Hauses. Leute, welche große Empfangszimmer einrichten, und die Stiegen, die zu ihnen führen, schmal und eng machen, müssen selbst beschränkt und engherzig sein. Der Vorwurf traf den Erbauer dieses Hauses und dieser Treppe nicht. Als ich über das Geländer von geschnitzter Eiche blickte, ein Kunstwerk in seiner Art, und dann empor zu der runden gewölbten Decke, über welche fliegende Engel Blumenguirlanden spannten, als ich dann auf die breiten, polirten Stufen sah, die so gerade in richtiger Entfernung von einander in leiser Windung emporstiegen, mußte ich unwillkürlich an die schönen Damen denken, welche hier herauf- und herabgestiegen waren mit den langen Schleppen und den hohen Haarfrisuren (wie sie meine Urgroßmutter auf ihrem Bilde hat), und an die sie begleitenden Cavaliere, echte Gentlemen, wie Sir Charles Grandison einer war; und ich konnte mich des Empfindens nicht erwehren, daß damals wie jetzt jene zarten und ritterlichen Gestalten bessere Repräsentanten

der Menschheit waren, sowohl innerlich wie äußerlich, als die jungen Damen und Herren, mit denen ich bei der nächsten Mittagsgesellschaft zusammentreffen würde, oder die mit meinen Kindern, wenn jene nämlich herangewachsen, auf Bällen coquettiren würden.

Indem ich die herrliche Treppe hinabstieg, blickte ich nach rechts und links durch die Halle, welche mitten durch das ganze Haus von Thür zu Thür führte. Große Fenster an beiden Enden erhellten sie, es waren breite Scheiben von farbigem Glase, in Formen, welche Kreuzen ähnlich sahen, zusammengefügt; die einen waren scharlachroth und blau, die heiligen Farben, welche alte Maler ihren Madonnen gaben, die anderen violett und grün. In der Mitte wurde die Halle durch Doppelpfeiler von künstlich nachgeahmtem Marmor getragen; die Farbe der Wände war hellgrau, mit pompejanischen Gruppen hier und dort verziert, und über dem glatten Boden von polirtem Eichenholze lagen nach allen Richtungen hin schmale Deckenläufer, gerade breit genug, um darauf sicher zu gehen. Denn mir scheint immer, daß nur die leichten graciösen Füße der Franzosen gefahrlos über die Flächen schöner, glänzender Parquets zu schreiten im Stande sind. Ich glitt mehr als einmal aus; ich fühlte mich in der hehren Stille und Einsamkeit umher gerade nicht allzu behaglich, doch in wonniges, staunendes Entzücken versetzt.

Unter den Psychologen der Neuzeit herrscht der Glaube — den einer von ihnen neulich zum Thema einer Novelle genommen — daß wir nicht ganz neuerschaffene und individuelle Wesen sind, sondern daß wir

aus unseren vielen Vorfahren zusammengesetzt wurden, deren Naturanlagen und Charakterschwächen wir erben und theilen, und welche wir oft in uns streiten und sich erheben fühlen, gerade als ob wir nicht wir selbst, sondern Jemand anderes wären, irgend einer unserer längst begrabenen Verwandten, dessen Geist in unserem kindlichen Leibe neu geboren ward, uns Glück oder Unheil bringend, uns aber durch unser ganzes Leben beeinflussend. Es ist dies ein Glaube, nicht mehr oder minder lächerlich oder unmöglich, als manche anderen wissenschaftlichen Theorien es sind.

Obgleich ich mich zum ersten Male in diesem Hause befand, wurde es mir nach und nach immer behaglicher und heimischer darin. So groß und reich es in seiner Form und Ausstattung, so war es dennoch ein Haus, nicht nur die Residenz einer altadligen Familie.

Ich kam mir darin vor wie ein Tropfen Wasser, aber Wasser, das zu gleicher Höhe sich erheben könnte. Der Geist meiner Urgroßmutter schien in mich zu kommen, und ich dachte in meinem einfältigen kindlichen Herzen, daß, wenn ich nur eine Schleppe trüge ich mit ebenso großartiger Miene die Treppe herunterrauschen könnte. Und wie reizend das sein müßte! Ich war so vertieft in meinen närrischen Traum, daß ich mich erst ganz gerade aufrichtete, so hoch es ging streckte, mein armseliges Kattunkleidchen schüttelte und reckte, mich dann hinten über bog, damit es länger würde, und nun versuchte, einer jener Damen nachzuahmen, zu denen meine Urgroßmutter gehört hatte — meine schöne Urgroßmutter, deren „Portrait mit der Rose im Haar“ mein Entzücken war.

In dem Moment, als ich „vornehme Dame spielte", hörte ich eine äußere Thür sich öffnen und Lady de Bougainville trat herein.

Obgleich sie in ihrem Hauskleide und Gartencostüm anders aussah, als Sonntags in der Kirche, erkannte ich sie doch gleich. Sie war eine der Wenigen, die dem Anzuge Würde verlieh, nicht das Kleid ihr. Was sie auch trug, sie blieb immer sie selbst.

Ich hatte gehofft, sie würde mich nicht bemerken, doch das war ein Irrthum, denn sie trat gleich auf mich zu.

„Sind Sie es, mein kleiner Gast?" und sie reichte mir ihre Hand dar, die so weich, wie ich nie eine gefühlt, obgleich sie alt und dünn war und die Diamantringe lose an den zierlichen, mageren Fingern saßen. „Ich glaubte, Sie ruhten gemächlich in Ihrem Zimmer? Was thaten Sie hier? Wohin wollten Sie gehen?"

So sanft ihre Stimme klang, gerade so, wie wenn sie in der Kirche die Responsorien sprach, so lag in ihr doch der Ton der Herrin und Mutter, die ihr ganzes Leben gewöhnt war, Antwort und Gehorsam zu erlangen.

Ich beantwortete ihre letzte Frage sogleich, doch in einer so glühenden Verwirrung, daß ich noch jetzt beim Denken daran mich bemitleide.

„Ich wollte nirgends hingehen, Mylady".

Sie erwiederte lächelnd:

„Nennen Sie mich nicht „Mylady", das thut nur die Dienerschaft. Wenn Sie Madame zu mir sagen, wie ich in meiner Jugend ältere Damen nannte, so ist das hinreichend"

„Ja, Madame."

„Und wie soll ich Sie anreden? Fräulein Weston, oder einfach Winifred?"

„Winifred, o bitte, bitte, nur Winifred!" rief ich, denn mein Entzücken machte mich kühn. Dann verstummte ich schnell in einem Anfalle von Beschämung über meinen Eifer.

Lady de Bougainville nahm keine Notiz von meiner Verwirrung, sie klopfte mich nur leise auf die Schulter, indem sie sagte:

„So sei es, Winifred."

Sie erkundigte sich nun höflich nach meinem Vater. Mein Herz, das zuerst wie ein Hammer in meiner Brust geschlagen hatte, beruhigte sich nach und nach, ich erholte mich so weit, um die Fragen klar zu verstehen und beantworten zu können, wobei ich meiner Wirthin ins Gesicht blickte, ja ihre ganze Erscheinung bis in die kleinste Einzelheit studirte.

Welch ein schönes Bild einer alten Dame gab sie ab! Wenn doch nur alle alte Damen die Weisheit hätten, den rechten Zeitpunkt zu beachten, an dem eine Frau aufhören muß, der Mode und ihren Veränderungen zu folgen, oder sie wenigstens nur in einem sehr gemäßigten Grade zu benutzen und statt dessen einen stehenden, unabänderlichen Anzug zu wählen. Lady de Bougainville's Anzug war entzückend; nicht durchaus altmodisch, man konnte nicht bestimmen, er sei von diesem oder jenem Jahrgang, denn er paßte auf alle Jahre und sah zu jeder Zeit hübsch aus. Das schwarzseidene Kleid, ohne jeden Ausputz, war doch von so gutem, reichen Stoffe, daß es gar keiner Verzierung bedurfte. Es saß vortreff-

lich und ihre Figur war noch so zierlich und schlank, sie trug sich so gerade, daß Jeder, der hinter ihr ging, sie nach der Gestalt für eine Frau von dreißig Jahren gehalten haben würde. Um den Hals und die Handgelenke trug sie eine Art schmaler Krause aus feinem Mull mit Valenciennes, und über ihrer Witwenhaube war ein Gartenhut, eine Art „Capuchon" gezogen, wie Französinnen ihn zu tragen pflegen. Ein französischer Shawl von feinem schwarzen Merino legte sich in weichen Falten um die schöne Gestalt. In ihrer ganzen Toilette bekundete sich das französische Element; ich konnte es erkennen, da ich mit meinem Vater drei Monate in Frankreich gelebt, ehe wir nach Brierley kamen; es lag in ihrer Sprache auch ein ganz leiser fremder Accent, der dem Englischen, wenn es sonst correct gesprochen wird, etwas so anmuthig Eigenthümliches verleiht.

Wie die schöne, alte Dame in ihrem einfachen Anzuge vor mir stand und von alltäglichen Dingen redete, doch nicht minder stattlich und distinguirt aussah, als Sonntags in der Kirche, fühlte ich mich so bestürzt und befangen, doch zugleich so entzückt, wie es vielleicht eine kleine Nonne gewesen wäre, wenn plötzlich die Jungfrau Maria oder die heilige Katharina aus ihrer Nische in der Kirche heruntergestiegen und eine gewöhnliche Sterbliche geworden wäre.

Nachdem ich meine erste Scheu etwas überwunden und ihre Fragen ruhig beantworten konnte, die zwar an sich ganz unbedeutend und alltäglich, meines Vaters und meine Gesundheit betrafen, doch mit einer gütigen Zuvorkommenheit gestellt wurden und bei denen sie auch

auf die Antworten hörte, was nicht alle älteren vornehmen Leute einem kleinen Mädchen gegenüber thun, kam Lady de Bougainville zu meinem Schrecken auf jene erste Frage zurück: Wohin ich eigentlich hatte gehen wollen?

Ich mußte sie beantworten und zwar offen und wahr, wie ich fühlte, selbst wenn mir die Idee gekommen wäre, daß eine Ausrede mich aus der Verlegenheit gezogen hätte, was mir aber gar nicht einfiel. Meist entspringen Lügen aus Feigheit, und obgleich ich nur ein kleines, einfaches Mädchen war, so hatte ich mich doch noch nie vor einem Menschen gefürchtet. Als Lady de Bougainville mit einem versteckten Lächeln mich noch einmal fragte, was ich gethan hätte in dem Moment, als sie meiner ansichtig wurde, erwiederte ich freimüthig, obgleich ich wußte, daß das Bekenntniß mich thöricht erscheinen ließ:

„Ich versuchte die Treppe hinabzugehen, als ob ich eine Schleppe trüge; ich wollte mir einbilden, ich sei meine Urgroßmutter".

„Und wer war Ihre Urgroßmutter?" fragte meine Wirthin, leise lächelnd, doch nicht moquant oder spöttisch, wie ich gefürchtet.

„Eine sehr schöne und, wie ich glaube, sehr reiche Dame".

„Ach! (einen Schritt zurücktretend) ich dachte, Ihre Familie sei arm?"

„Sie ist es auch jetzt, war es aber nicht immer".

Ich erzählte ihr nun von dem versunkenen Glanz, der einst die Westons beglückt, und bei dem meine Phan=

tasie stets sehr gern geweilt hatte. Ohne irgend eine Bemerkung zu machen, hörte sie mir zu und fragte noch einmal:

„Und Ihre Urgroßmutter?"

„Sie war eine sehr große Schönheit und wohnte, glaub' ich, in einem ebenso herrlichen Hause, wie das Ihrige. Ich dachte vorhin darüber nach, wie sie sich wohl dabei gefühlt haben möchte".

„Wirklich? Möchten Sie denn Ihre Urgroßmutter gewesen sein, Winifred?"

Ich dachte schweigend nach, denn ich liebte es nicht, Unsinn zu schwatzen; endlich erwiederte ich:

„In mancher Hinsicht ja, Madame, doch nicht in jeder".

„Warum nicht in jeder?"

„Ich hörte, meine Urgroßmutter sei keine sehr glückliche Frau gewesen".

„Wenige Frauen sind sehr glücklich", sagte sie mit einem leisen Seufzer, der mich ebenso erschreckte, wie ihre Worte.

Natürlich wagte ich nicht etwas darauf zu erwiedern; nach kurzer Pause änderte sich das Gespräch. Meine Wirthin begann über meine Gesundheit zu reden und welche Anordnungen sie getroffen, daß mir der Aufenthalt in ihrem Hause auch wirklich zum Vortheil gereiche. Ihre Fragen, Rathschläge und Verordnungen waren alle sehr praktisch und genau, selbst für ein besorgtes mütterliches Herz. Ich wußte damals nicht, was eine Mutter bedeutet, denn sowohl die Bande, welche das Kind mit der Mutter verknüpft, so wie umgekehrt, waren

mir durchaus unbekannt; aber ich hatte Verstand genug, selbst instinctmäßig zu fühlen — wäre mir auch das Factum fremd geblieben —, daß sie, die so zu mir sprach, die Mutter von vielen Kindern gewesen war, und daß ein Herz, welches sich einmal geöffnet hatte, wie nur das Muttergefühl es zu erschließen vermag, später durch Nichts wieder ganz verschlossen werden kann. In ihren Augen, wie sie auf mir ruhten, lag ein Ausdruck ernster, nachdenklicher Zärtlichkeit, als ob sie hinter meinem Antlitz ein anderes sähe. Manche Frauen haben diesen Blick, sobald sie ein Kind anschauen; es erinnert sie entweder an das todte oder das verlorene — oder, was vielleicht eben so traurig ist, an das ungeborene Kind.

Gehorsam beantwortete ich die Fragen meiner gütigen Wirthin, obgleich sie mich überraschten; ich meine, es war mir wunderbar zu finden, daß mein Idol nicht zu hoch stand, um zu solchen alltäglichen Dingen herabzusteigen, und sich durchaus mehr wie eine sterbliche Frau benahm, als ich erwartet hatte. Sie erschien mir jetzt weniger wie eine Heilige des Mittelalters, denn als eine weise, praktische Familienmutter, wie die einsichtsvollste und kluge Frau aus den Sprüchen Salomonis, deren Bild uns aus fernen Zeiten überkommen ist und uns beweist, daß die Hebräer wenigstens eine Ahnung hatten, wie eine Frau sein solle und müsse, und nicht als Inbegriff weiblicher Vollkommenheit eine reizende, liebenswürdige, schöne Närrin ansahen.

Indem man Lady de Bougainville genauer betrachtete, konnte man unter all der Zartheit und Sanftmuth

eine Fülle der Stärke entdecken, die sich unter Umständen bis zur Härte zu steigern vermochte; und gegen ihre edle, reine und hohe Natur konnten kleinliche, schwache Charaktere leicht den Vorwurf aussprechen, daß sie diese nicht verstehen könne und kein Mitleid mit ihnen habe.

Möglich, daß es so war. In ihren klaren, tiefen, ehrlichen Augen konnte gewiß leicht ein Blitz der Verachtung gegen Alles, was niedrig, gemein und doppelzüngig war, aufleuchten, und ein erbärmlicher, unredlicher Mensch möchte sich vor diesen Augen gefürchtet haben. Ihr zarter Mund konnte einen solchen Muth und solche Kraft ausdrücken, daß alle Feiglinge dadurch beschämt wurden. Meine Lieblingsheldin, Catharina Seyton, besaß diesen Ausdruck, als sie ihren zarten rechten Arm wie eine Waffe ausstreckte, Alle die zu schützen, welche ihres Schutzes bedurften. Lady de Bougainville könnte das Gleiche thun, sie vermöchte auch eine Heldin zu sein.

Ich war damals noch nicht alt und verständig genug, um ihren großartigen Charakter richtig und ganz zu erfassen, und ich glaube, daß ich in Vielem, was ich über sie schreibe, nicht die Eindrücke jenes ersten Sehens, sondern die Erfahrungen und die gewonnenen Ueberzeugungen einer späteren Zeit wiedergebe; aber so sehr ich auch noch ein Kind war, dennoch konnte ich die Kraft dieser Natur erkennen, die sie befähigte sowohl zu verweigern als zu geben, zu tadeln als zu loben.

Sie tadelte mich entschieden, daß ich mein Zimmer verlassen hatte, und wollte zuerst nicht auf meine Entschuldigung hören, deren ernste Aufrichtigkeit sie dennoch

zu amüsiren und ihr zu gefallen schien. Ich gestand ganz offen, daß ich mich sehnte das schöne Haus zu durchwandern, das herrlichste und größte, welches ich in meinem ganzen Leben gesehen.

„Wirklich? Sie müssen ein stilles, zurückgezogenes Leben geführt haben, Kind. Welcher Art war Ihre Häuslichkeit?"

„Wir hatten gar keine eigene Häuslichkeit, wir wohnten in möblirten Zimmern zur Miethe", antwortete ich trübselig. „O, wenn Sie wüßten, wie schrecklich es ist, so in fremden möblirten Zimmern Jahr aus, Jahr ein zu leben."

„So sind Sie immer arm gewesen, meine Liebe?"

„Ja, Madame."

„Das ist eine gute, ehrliche Antwort. Armuth an sich ist durchaus keine Schande; nur für die, welche sie als solche betrachten und zu verheimlichen suchen, wird sie dazu. Doch ist sie oft schwer zu tragen."

„Das habe ich empfunden!" rief ich eifrig, von der unerwarteten Sympathie erwärmt. „Ich mag die Armuth durchaus nicht leiden, aber ich muß sie ertragen."

Lady de Bougainville legte ihre zarte Hand auf mein Haupt und sagte leise: „Armes kleines Mädchen; pauvre petite."

Doch sobald ihr die letzten Worte entfallen, wandte sie sich schnell von mir. Erst später erfuhr ich, daß sie mit ihren Kindern immer französisch gesprochen.

Nach kurzer Zeit redete sie mich in einem unerwartet herben Ton an.

„Sie sind also arm, Winifred, und möchten reich

sein. Leugnen Sie es nicht! Ich hasse Ausflüchte — ich verachte Täuschungen. Sagen Sie es frei heraus, Sie thörichtes Kind, daß Sie an meiner Stelle sein und in diesem Hause leben möchten, vielleicht sogar wünschten seine Besitzerin zu sein, wie ich es schon seit langen Jahren bin. Welch eine glückliche, beneidenswerthe Frau muß ich sein!"

In ihrer Stimme lag ein so scharfer Sarkasmus, daß ich davon betroffen wurde. Doch sogleich schien sie zu fühlen, wie ihre Art zu reden einem Kinde gegenüber durchaus nicht passend sei, und wie die meisten Mädchen meines Alters sie gar nicht verstanden haben würden. Doch solche, welche ihre Kindheit mit Erwachsenen oder mit sich selbst allein verlebt haben, gewinnen früher reifere Anschauungen und klareres, schärferes Verständniß, als man gewöhnlich glaubt. Ich wäre klug genug gewesen, mir aus den wenigen Worten der alten Dame viel zu deuten, wenn nicht zugleich ihre zaubergleiche Fähigkeit, meine geheimsten Gedanken zu lesen, mich so sehr erschreckt hätte; denn ich wußte nur zu wohl, daß es gewesen, wie sie sagte, und daß ich an dem Morgen mehr als einmal gegen das zehnte Gebot gesündigt hatte.

„Sie brauchen nicht so beschämt zu sein, nicht so heiß zu erröthen, Winifred! Selbst wenn Sie wünschten, an meiner Stelle zu stehen oder mein Vermögen und mein Besitzthum zu erben, so haben Sie damit noch nicht etwas so Schreckliches gethan. Nur würden Sie mir leid thun, wenn es wirklich geschähe."

„Leid thun?"

Ihre Hand legte sich mit festerem Druck, als ich den zarten, weichen Fingern zugetraut, auf meine Schulter und ihre Augen blickten durchdringend in die meinen.

„Schenken Sie mir einen Augenblick aufmerksames Gehör, Kind, damit wir gleich im Anfange unserer Bekanntschaft über unsere gegenseitigen Beziehungen klar werden und keine Täuschung möglich ist. Wir stehen uns durchaus nicht nahe, sind einander nichts weiter, als daß Sie mir gewissermaßen leid thaten und ich eine Art Theilnahme für Sie fühlte, wie das Alter sie oft für ein sehr junges, leidendes Wesen empfindet. Aber ich sehe, daß Sie eine sehr blühende Phantasie haben, so erfüllt mit romantischen Ideen, wie nur der Kopf eines sechszehnjährigen Mädchens sie bergen kann — ich war einst selbst sechszehn Jahre. Hiermit aber warne ich Sie ernstlich, Winifred, bauen Sie keine Luftschlösser in Brierley Hall! Denken Sie nicht, daß, weil ich Sie hierher gebeten, um Ihre Gesundheit zu stärken und Sie kräftiger zu machen für den Kampf des Lebens, den Sie zu bestehen haben werden — denken Sie deshalb nicht, ich nähme ein tieferes geheimnißvolles Interesse an Ihnen, ich beabsichtigte, Sie zu adoptiren und zu meiner Erbin einzusetzen."

„Madame! Lady de Bougainville!"

Sie saß auf einem der Stühle in der Halle und ich ihr gegenüber auf einer Treppenstufe; jetzt aber sprang ich empor und schaute ihr fest und voll ins Gesicht. Meine gerechte Empörung machte aus mir, dem Kinde, ein Weib, eine ihr ebenbürtige Frau. Ich ließ mich nicht einmal herab, die furchtbare Anschuldigung

zu widerlegen. Ich stand einen Augenblick still und fühlte, wie das siedende Blut immer heißer und höher emporwallte bis zu den Haarspitzen, dann stürzte ich eilend die Treppe hinauf.

„Winifred! Kind, wo wollen Sie hin?"

„Ich will meinen Hut holen. Ich gehe nach Hause zurück!"

Doch in der Mitte des kurzen Satzes fühlte ich schon meine Kraft schwinden, ich schwankte nur noch in mein Zimmer hinein, fiel auf das Sopha nieder und barg mein Antlitz schluchzend in die Kissen.

Wie lange der Paroxysmus meiner Verzweiflung währte, weiß ich nicht; als ich wieder etwas zu mir selbst kam, fühlte ich eine sanfte, kühle Hand auf meinem heißen Kopfe ruhen und eine süße Stimme nannte liebevoll meinen Namen. Lady de Bougainville beugte sich über mich, mit einem ernsten, traurigen, doch nicht zürnenden Blick auf mich schauend; es lag auch nicht der leiseste lustige Spott in ihren Augen, wie ihn Viele empfunden haben würden bei diesem leidenschaftlichen Ausbruch eines fast lächerlichen Aergers für ein so junges Mädchen, das fast noch ein Kind war. Sie reichte mir lächelnd ihre Hand dar.

„Ich sehe, daß ich mich im Irrthum befand, Winifred! Nehmen Sie es nicht so sehr zu Herzen. Darf denn eine alte Frau nicht einmal dummes Zeug sprechen, wenn sie will?"

„So war es nicht Ihr Ernst? Sie glauben nicht, daß ich mit solchen Gedanken zu Ihnen kam? Sie halten mich nicht solcher Niedrigkeit fähig? Ich sage

nicht" — denn selbst in meinem heißen Schmerz war ich noch aufrichtig — „ich sage nicht, daß ich nicht reich sein möchte wie Sie; o ja, ich habe es mir an diesem Tage mehr als einmal gewünscht. Aber niemals verlangte ich Ihren Reichthum. Behalten Sie ihn ruhig, ich verachte ihn."

„Ich auch", erwiederte Lady de Bougainville mit sanftem, traurigem Ausdruck, den ich damals nicht zu deuten vermochte.

Sie sprach nicht weiter über die Sache, aber sie stand bei mir, meine Hand fest und warm in der ihrigen haltend, während sie mit einem Gemisch von Mitleid und Interesse auf mich niederblickte, bis mein Schluchzen nachließ.

Aber der Sturm der Aufregung und Empörung, den ich durchgemacht, konnte für Jemand, der eben von schwerer Krankheit genesen war, nicht heilsam sein. Ich verfiel in einen nervösen, erregten und doch erschöpften Zustand, der es mir unmöglich machte, mein Sopha zu verlassen. Meine freundliche Wirthin pflegte mich; sie rief keine Dienerin herbei, sondern that Alles für mich selbst während der folgenden Stunden, deren Verlauf mir etwas unklar ist und aus dem ich mich nur erinnere, daß die alte Dame mir als eine ganz Andere vorkam, wie ich sie mir anfänglich gedacht. Mit der liebreichsten Sorgfalt suchte sie mich zu beruhigen, dann schalt sie mich freundlich, ließ mich Arzenei und Speise nehmen, und zuletzt brachte sie mich zu Bett, gerade als ob ich ein kleines Kind gewesen. Nun saß sie vor meinem Lager mit einem Buche, in dem sie zu lesen

schien, bis ich endlich einschlief. Erst am andern Morgen, beim hellen Tageslichte, erwachte ich.

Es war ein entzückendes Erwachen — wie die Morgenröthe nach einem Sturm der Nacht. Meine Fenster lagen nach Osten und die Frühsonne blickte goldig hinein, während draußen die Vögel mit jenem lauten Jubel sangen, der ihnen nur im Lenze eigen. Ich fühlte mich noch etwas angegriffen, doch durchaus nicht krank. Es war mir stets zuwider als krank zu gelten, oder länger als nöthig im Bette bleiben zu sollen. Ehe mich Jemand zurückhalten konnte, war ich aufgestanden und angekleidet. Ich saß schon auf dem Sopha, als an die Thür geklopft wurde und das Mädchen mit dem Frühstück eintrat.

Ich war etwas enttäuscht, nur die Dienerin zu sehen, doch jedenfalls brachte sie mir eine Botschaft.

„Mylady wünscht zu wissen, ob Sie sich wohler befinden, Fräulein? Und wenn dem so ist, wird sie Vormittag Sie nicht stören. Mylady ist Morgens stets beschäftigt“.

Geschah dies aus freundlicher Rücksicht für mich — oder war meine gütige, mütterliche Pflegerin vom vorigen Tage wieder in mein Idol verwandelt worden — in meine edle, stattliche, stolze und unnahbare Lady de Bougainville? Ich vermochte es nicht zu entscheiden, doch ich nahm mein Loos hin. Gehorsam blieb ich in meinem Zimmer, bis die Kuckuksuhr auf dem Kaminsims die zwölfte Stunde verkündete. Dann eilte ich hinaus, sehnsuchtsvoll nach all den Genüssen, welche „mein Zauberreich“ mir bieten würde.

So ganz glücklich und behaglich fühlte ich mich innen nicht; ich wußte, daß ich mich am vorigen Tage albern benommen; doch die kleine Episode hatte wenigstens das Gute gehabt, die Scheidewand zwischen Lady de Bougainville und mir niederzureißen, sie hatte meine Scheu vor ihr besiegt und eine Art Sympathie zwischen uns entstehen lassen, trotz des so sehr bedeutenden Unterschiedes der Jahre. Wie das eigentlich gekommen, weiß ich nicht, doch fühlte ich, es sei so.

Als ich wieder die schöne Treppe hinabstieg, diesmal mich nicht zur Närrin machend, sondern vernünftig, wie es einer jungen gebildeten Dame zukommt, und wieder wie am vorigen Tage die hohe, schwarze Gestalt durch die vom Garten führende Thür eintreten sah, da schlug mein Herz mit dem alten wilden Pulse, halb vor Freude, halb vor Scheu, doch ganz in Liebe. Ich möchte wissen, ob jemals ein Mann meinen Anblick so geliebt hat, wie ich den meiner alten, schönen Dame?

Sie grüßte mich mit ihrem freundlich lächelnden Willkommen, das etwas förmlich, doch nicht kalt war. Später lernte ich eine bessere Art der Begrüßung kennen, wobei ihre Arme meinen Hals umschlangen und ich ihre Küsse auf meinen Wangen fühlte; trotzdem denke ich gern an unsere erste Art des Begegnens, an das einfache Handreichen und ihre gütige Erkundigung nach meinem Befinden, welche die Lippen sprachen und die Augen ausdrückten. Manche Leute fragen auch, wie es dem Anderen geht, doch sie warten die Antwort nicht ab, die, wenn sie auch nicht erfolgte, gar nicht vermißt werden würde. Lady de Bougainville aber sah immer

aus, als sei sie wirklich interessirt, zu erfahren, wie es Einem ginge und was er thäte; es schien, als ob die Fülle der Sympathie, welche selbst siebenzig Jahre nicht abzuschwächen und zu vermindern vermochten, für das kleinste Erlebniß, das man ihr erzählen konnte, Theilnahme hätte, und als läge die Wohlfahrt Anderer ihr gerade so am Herzen, wie ihre eigene.

Nach einer kurzen Erkundigung über meine Gesundheit, die, wie sie augenscheinlich sah, mich verwirrte, sprach sie gar nicht mehr von dem Vorfall des vorigen Tages, sondern sie nahm den Faden der Unterhaltung wieder gerade da auf, wo er gestern zerrissen wurde.

„Sie wünschten mein Haus zu sehen. Soll ich es Ihnen jetzt zeigen? Es ist noch Zeit genug vor dem zweiten Frühstück".

„Wird es Sie nicht zu sehr anstrengen, Madame?" fragte ich, weil ich bemerkte, daß sie sehr blaß aussah, und so dunkle Schatten unter den Augen hatte, als ob sie die ganze Nacht gewacht.

„Sind Sie zu matt dazu, Winifred?"

„O nein, gewiß nicht."

„Dann ängstigen Sie sich nicht um mich. In meiner Jugend nannte man mich „eine Spartanerin", fügte sie lächelnd hinzu, „und ich versuche noch immer, trotz meines Alters, spartanisch zu sein. Ich könnte es nicht ertragen, eine kränkliche, verzärtelte alte Frau zu werden. Ich hoffe, es soll mir gelingen, wie jener alte große Philosoph zu sterben, der in seinem letzten Moment aus seinem Armstuhl aufsprang, weil er „stehend sterben wollte."

Das könnte sie auch thun, dachte ich bei mir selbst, als ich sie so gerade und kräftig vor mir stehen sah, so sicher auf ihren Füßen und mit so klaren, leuchtenden Augen.

Mit stiller Freude über meine Gelehrsamkeit bemerkte ich, es sei etwas Schönes um Makbeth's Sterben.

Lady de Bougainville schien belustigt.

„Sie lesen also Shakespeare, Winifred?"

„Ach, ich lese Alles."

„Alles! das ist ein weitumfassendes Wort. Ich habe sehr wenig in meinem Leben gelesen, ich bin keine sehr unterrichtete Frau."

Ich starrte sie staunend an.

„Es ist wahr, meine Liebe, oder ich sollte lieber sagen, keine sehr „kenntnißreiche, gelehrte" Frau. Wir werden oft durch vieles Andere erzogen und gebildet, als durch Lernen und Bücher. Doch kommen Sie, mein Haus wird Sie mehr interessiren, als ich!"

„Haben Sie Ihr schönes Haus nicht lieb, Madame?"

„O ja, ich mag gern Alles um mich her schön und bequem haben. Hübsche Sachen waren mir immer eine angenehme Gesellschaft, jetzt sind sie die einzige, welche ich habe."

So war es doch die Wahrheit, daß sie Niemand mehr bei sich sah, daß ich der einzige Gast war, der seit vielen Jahren in diesen Räumen weilte. Ich konnte kaum an mein Glück glauben. Und als ich ihr von Zimmer zu Zimmer folgte in vertraulichem Gespräch, noch lieber ihr zuhörend — denn das war ein Hochgenuß, da fühlte ich mich ganz berauscht von Seligkeit.

Ihre Heimath, ihr Haus schien mir so ganz ein Theil ihrer selbst zu sein, daß, indem ich von ihr erzähle, ich auch jenes beschreiben muß.

Es war ein Haus, wie es die begüterten Landedelleute vor zwei Jahrhunderten bauten, als der gothische Styl, welcher zur Zeit Elisabeths geherrscht — der die Häuser romantisch, aber nicht sehr behaglich machte — zu moderner Bequemlichkeit überging und dann in Luxusbauten ausartete.

Dies Haus hatte nichts Gothisches an sich, zeigte keine vorspringenden Pfeiler und Thürme, sein Grundriß war der eines großen Quadrates; Empfangszimmer bildeten die vier äußeren Ecken, und die breite Halle lag in der Mitte. Viele möchten den Bau nicht malerisch genannt haben, aber es war ein gediegenes, zuverlässiges Haus, in dem Nichts hohler Schein, sondern Alles solid und tüchtig war; gut gebaut, vortrefflich ventilirt, mit hohen, gewölbten Decken und breiten Treppen und Gallerien, in denen man Raum zum Herumwandeln hatte und gute Luft schöpfen konnte — mit vielen Fenstern, um Licht und Sonne hineinzulassen, — und köstlichen tiefen Nischen dabei, die heimlich lauschige Plätze bildeten, — mit dichten, schützenden Mauern und großen, einladenden Kaminen; kurz, es war ein Haus, in dem jede Annehmlichkeit und Bequemlichkeit zu einer behaglichen Heimath für eine große Familie vorhanden war, alles Erforderliche für einen zahlreichen fröhlichen Hausstand, der zufrieden in sich selbst ist und mit der Außenwelt auf gutem Fuße steht. Und in diesem großen Hause lebte Lady de Bougainville allein.

Sie führte mich umher, mir den Plan des ganzen Gebäudes erklärend, und zeigte mir dann die Räume des unteren Stockwerkes: das Gesellschaftszimmer, den Speisesaal, die Bibliothek und das Wohnzimmer. Alle waren in vollkommener Ordnung und Wohnlichkeit, selbst das Feuermaterial lag auf den Rosten im Kamin, um augenblicklich angezündet zu werden und eine große Familie oder zahlreiche Gäste einladend zu begrüßen. Dann erstiegen wir langsam die prachtvolle Treppe und meine Führerin machte mich auf die außerordentlich schöne Eichenholz-Schnitzerei aufmerksam, auf die gemalten Pannele und die mit Stuck und Figuren gezierten Decken. Sie erzählte mir, wie sie dieselben mit Mörtel, Kalk und Tünche bedeckt gefunden hätte, welche der Ungeschmack einer spätern Zeit darauf gelegt, welche Mühe es sie gekostet, sie wieder aus dem Uebergnß herauszugraben und in ihren ursprünglichen Zustand zu versetzen. Bei dieser Beschreibung betrachtete sie die schönen Decken mit einer Art Zärtlichkeit — wie Jemand, der leblose Gegenstände liebgewonnen hat, weil ihm das Schicksal seit langer Zeit nur solche zur Gesellschaft gelassen.

Ich wagte keine Frage zu thun, aber in meinen Augen mußte das Unausgesprochene zu lesen sein, denn Lady de Bougainville sagte plötzlich zu mir:

„Ich bin überzeugt, Sie finden es ein großes Haus, für eine einzelne alte Frau, darin zu wohnen, zu umfangreich, düster und leer. Mir erscheint es aber nicht leer. Wenn man siebenzig Jahre gelebt hat, so kann man sicher sein, selbst wenn man allein ist, viele

Gesellschaft um sich zu haben. Ich bin mit der meinigen ganz zufrieden. Nein, ich meine nicht „Gespenster", denn unwillkürlich mußte sich ein leiser Schrecken auf meinem Antlitz gespiegelt haben, da ich wie alle einsamen Kinder mit lebhafter Phantasie viel von Angst vor übernatürlichen Dingen gelitten hatte. „Seien Sie unbesorgt, Winifred, in meinem Hause spukt es nicht; hier giebt es keine Gespenster, wenigstens keine, die Sie sehen werden. Nebenbei sind Sie schon zu verständig, um die thörichte Furcht eines Kindes zu haben. Wie alt sind Sie? Ich vergaß es."

„Sechszehn Jahre, Madame."

„An dem Tage, als ich sechszehn Jahre wurde, heirathete ich".

Also seit vierundfünfzig Jahren war sie Lady de Bougainville. Wie gern hätte ich mehr erfahren, wie gern ihren Mädchennamen gewußt, und wie ihr Gatte aussah, wie sie sich in einander verliebten. Sie müssen ein sehr junges Liebespaar gewesen sein, denn aus dem Datum auf seiner Gedächtnißtafel hatte ich ersehen, daß er nur fünf Jahre älter als sie war. Wie wünschte ich diese Liebesgeschichte zu hören, die vor einem halben Jahrhundert gespielt. Für junge Mädchen ist jede Liebesgeschichte entzückend und interessant, sie sehnen sich Alle den Weg zu gehen, den ihre Großmütter und Mütter gingen, nur glauben sie, daß für sie das Drama des Lebens in einer schöneren und edleren Weise gespielt wird, so wie es noch nie gesehen wurde.

Ich brannte vor Begier, nur ein paar bezügliche Worte den Lippen entschlüpfen zu hören — welche süßen

frischen Lippen mußten es gewesen sein, als sie bei sechszehn Jahren das Ehegelübde aussprachen — doch keine Silbe wurde davon erwähnt. Von der Liebesgeschichte vernahm ich Nichts. Und so gütig meine Wirthin war, so lag Etwas in ihrem Wesen, das die Neugier zugleich reizte und zurückdrängte. Was sie aus freiem Willen mittheilte, das war eine andere Sache, als der Versuch, etwas sie Betreffendes zu erforschen. Man fühlte es instinctmäßig, daß Lady de Bougainville bei dem ersten derartigen Versuch den Kühnen, der ihn wagte, mit kalter Zurückweisung aus dem Felde schlagen, oder in ihrer ruhigen, gleichmäßigen Artigkeit von etwas Anderem sprechen würde, als habe sie die Frage gar nicht gehört. Der undurchdringliche Panzer der vollendetsten Höflichkeit, klar und glatt wie Stahl, doch unangreifbar wie dieser, umgab sie in einer Weise, wie ich es nie bei einer anderen Frau bemerkt.

Ob es aus einer Art Sympathie geschah oder aus dem Hange, der älteren Leuten eigen, hin und wieder von der Vergangenheit zu sprechen, und gerade mit der Jugend, der man so viel sagen oder verschweigen kann, wie man will, — vom Anfange unserer Bekanntschaft an ließ Lady de Bougainville Andeutungen über ihre Verhältnisse und ihre Lebensschicksale fallen, kurze Bemerkungen, welche ein nur mäßig scharfsinniger Mensch sich leicht zusammenzufügen und dadurch der Wahrheit der Dinge näher zu kommen vermochte, als sie selbst es vielleicht ahnte. Hiermit aber mußte ich mich begnügen — eine Frage wagte ich nicht.

So war ich auch an diesem ersten Tage vollkommen

zufrieden mit dem, was sie mir mittheilte, ja ich that eigentlich nichts Anderes, als daß ich ihr durch das Haus folgte und ihren Worten lauschte.

Ihre Unterhaltung entzückte mich und verwirrte mich zu gleicher Zeit. Sie sprach „wie ein Buch", wie man zu sagen pflegt, doch klang es weder phrasenhaft noch affectirt. Durch ihre lange Vereinsamung war sie, glaube ich, dahin gekommen, sich mehr wie man schreibt oder denkt, als wie man spricht auszudrücken. Und nicht etwa, weil sie sehr kenntnißreich und gelehrt war, nein, sie hatte wohl Recht, indem sie Beides von sich abwies, der Geist, die Bildung in ihr waren nicht erworben, sondern ihr immer zu eigen gewesen; gerade wie die vollendete Feinheit in ihrem Wesen nicht erlernt, sondern ihr angeboren war. Doch gerade dadurch wurde das Zusammensein mit ihr so interessant. Sich erst mit ihr unterhalten und dann mit alltäglichen Menschen, war gerade so, als ob man vom Lesen Shakespeare's zu dem einer Zeitung sich wandte.

Es wäre unmöglich gewesen, daß ein solcher Einfluß nicht entschieden, ja überwältigend auf ein Mädchen meines Alters und meiner Naturanlagen wirkte. Mit einem Rausche des Entzückens erinnere ich mich noch jenes weichen, duftigen Frühlingsmorgens und des sonnigen Nachmittages — denn nach dem zweiten Frühstück setzten wir unsere Wanderung fort — als ich Lady de Bougainville wie ein kleiner Hund von Zimmer zu Zimmer folgte und mit jeder Minute mehr bezaubert wurde und mich mehr zu ihr hinwandte mit jener ergebenen beharrlichen Treue, die, wie Jemand hier an meiner Seite

behauptet, ein Theil meiner Natur ist. Es mag so sein und es wäre vielleicht in mancher Hinsicht besser, möglich aber auch schlimmer für mich und Andere, wenn ich diese Eigenschaft nicht besäße. Meiner theuren Lady de Bougainville brachte sie keinen Nachtheil.

Mir schien, als gefiele es ihr ganz gut, solche kleine Begleiterin zu haben, die jedem ihrer Schritte folgte, aufmerksam auf sie blickte und ihr zuhörte, sie war ja so lange allein gewesen. Trotz ihres Alters und ihrer traurigen Schicksale sah man noch jetzt, daß sie von Natur aus einen fröhlichen Sinn besessen. Es war noch eine erstaunliche Lebenskraft und Elasticität in ihr, als ob sie gern selbst glücklich wäre und Andere froh sähe.

Ganz besonders erfreute sie sich an meiner Bewunderung des Zimmers mit den Gobelin-Tapeten, eines großen Salons, wie die Franzosen ihn nennen würden, und der Ausdruck entschlüpfte auch ihren Lippen, mich immer mehr in der Annahme bestätigend, daß sie von Geburt eine Französin sei. Lady de Bougainville erzählte mir, daß, als sie zuerst nach Brierley kam, welches sie von der Krone gekauft, an die es nach zweihundertjährigem Besitz und schlechter Bewirthschaftung gefallen, da die Erben des tapfern Ritters ausgestorben, dem ein dankbarer Herrscher es als Gnadengeschenk verliehen, daß also damals dieser Saal mit der gewöhnlichsten Tapete bekleidet gewesen und man durch einen zufälligen Riß die Gobelins entdeckt hatte. Bei näherer Untersuchung kamen sechs Stücke der wundervollen Arbeit zu Tage, die vollkommen gut erhalten in die Wände

gleich Bildern eingelassen waren, gerade wie sie jetzt noch dort hingen, in den sanften, etwas verblichenen Farben, welche den alten Gobelins zugleich einen so zarten, und doch gespensterhaften Anblick verleihen, als ob man über jedem Stich die weiße, lang verdorrte Hand sehe, die ihn gemacht.

„Welche Freude muß es Ihnen gewesen sein, Madame, als sie die häßlichen Tapeten herunterrissen und all diese Schönheit zu Tage trat!"

„Ja, ich war sehr erfreut, ich mag alte Sachen so gern. Ueberdies ist die Arbeit gut und preiswerth an sich selbst. Van Dyk könnte die Zeichnung entworfen haben, jedenfalls stammt sie von einem seiner Schüler her; denn dieser Periode gehört sie an. Sehen Sie nur, wie vortrefflich diese Ritter und Edelfräulein, diese Könige und Königinnen, alle die Jäger mit den Falken und die Reisigen mit den Pferden gezeichnet sind. Diese Fülle der Figuren und Gesichter und alle so lebensvoll, so natürlich!"

„Was stellt es eigentlich vor, Madame?"

„Ja, das weiß Niemand, wir haben uns vergebens bemüht es zu enträthseln. In mancher Hinsicht könnte es aus Columbus Geschichte genommen sein. Hier dieser Mann kann er sein, wie er vor dem Herrscherpaar Ferdinand und Isabella steht; sie sitzen gekrönt auf dem Throne; diese Scene hier könnte bedeuten, wie er später wieder mit ihnen zusammentrifft, mit den Schätzen der neu entdeckten Welt beladen. Aber Alles dies sind nur Vermuthungen und Annahmen; Daten und Genaues wissen wir nicht. Im ersten Jahre haben

wir endlose Möglichkeiten über die Vorgänge aufgestellt und gesonnen und gegrübelt, das Richtige aufzufinden, dann aber beruhigten wir uns, nahmen das Ganze hin, wie es ist, und freuten uns darüber immer von Neuem. Aber denken Sie" — Lady de Bougainville stand einen Moment schweigend und blickte träumerisch auf alle diese schattenhaften lebensgroßen Gestalten, welche die Wände schmückten — „denken Sie, Winifred, an alle die Jahre, die der Künstler zum Entwurf und an die noch längeren, welche die Arbeiterinnen zur Ausführung dieser Gobelins brauchten, und wie ihre Namen vergessen sind, — ja, wie wir nicht einmal herausfinden können, was ihr Werk vorstellt. Ihrer Hände Arbeit hat sie überlebt — sie sind dahin und in Staub zerfallen, wie auch wir es bald sein werden."

„Sie gehen daher wie ein Schemen und machen ihnen viel vergeblicher Unruhe".

Mit jener Schnelligkeit, welche der Jugend eigen, und stolz auf meine genaue Kenntniß der Bibel, fügte ich die fehlenden Worte hinzu:

„Sie sammeln und wissen nicht, wer es kriegen wird".

Sobald ich nur die Worte gesprochen, fühlte ich, daß ich einen Mißgriff gethan, nein, mehr als das, eine Grausamkeit begangen hatte. Es war eine jener zufälligen Wunden, die wir zuweilen gerade denen beibringen, die wir am meisten lieben, und die wir nachher mit großen Opfern zurücknehmen möchten. Obgleich wir unwissentlich und ohne Vorbedacht handelten, fühl-

ten wir uns doch so schuldig, als hätten wir ein Verbrechen begangen.

Ich sah, wie ich Lady de Bougainville ahnungslos bis ins Herz getroffen hatte; obgleich sie es nicht zeigte und irgend eine allgemeine Bemerkung darüber machte, daß ich so bibelfest sei. Doch ich bemerkte, wie sich ihr Antlitz mit fahler Blässe überzog, und wie die Züge zuckten; sie wandte sich plötzlich ab und setzte sich in eine tiefe Fensternische; die Arme kreuzte sie auf ihrem Schooß und blickte in die Gegend hinaus — dann über die Landschaft fort zum Himmel empor, an welchem die letzten, rosig goldigen Wölkchen nach dem Sonnenuntergange schwebten; die Ruhe in der Natur, der hehre Anblick schien auch ihr Leid zu beschwichtigen, und ihr Frieden zu geben.

Nach einer Weile fragte ich, nur um das peinliche Schweigen zu brechen, ob sie zuweilen in diesem Zimmer säße. Es war von sehr großem Umfange, mehr ein Saal mit sechs Fenstern, die alle eine schöne Aussicht boten; aber die Höhe und Weite des Raumes, mit den schattenhaften Gestalten an den Wänden ließ es mir zu „schaurig" erscheinen, um darin zu weilen, vornehmlich Abends.

„Finden Sie das, Kind? Ich nicht, ich sitze oft hier ganz allein, bis ich zu Bett gehe. Wollen Sie mein Schlafzimmer sehen?" Vielleicht werden Sie dies noch „geisterhafter und schauriger" nennen?"

Ja, den Eindruck machte es mir. Es war eben so groß wie das Gobelin-Zimmer und man kam von dort durch einige Stufen hinein. In der Mitte ward es

durch Pfeiler getheilt, zwischen denen schwere Vorhänge hingen, welche, wenn sie zugezogen waren, das Bett ganz verbargen. Dieses Bett! ich möchte es eher einen Katafalk nennen, der auf einer Erhöhung stand, zu der Stufen hinauf führten. Ich meinte, wenn man darin lag, müßte man sich für einen todten Helden halten, der zur Parade ausgestellt war.

Welch ein schauerliches Gemach! Ich fragte Lady de Bougainville schüchtern, ob sie wirklich in diesem Zimmer schliefe und zwar allein?

„Gewiß, die Dienerschaft bewohnt einen anderen Flügel des Hauses. Als ich in diesem Winter einmal krank war, wollte mein Mädchen dort in jener Ecke schlafen; sie ist eine gute Person und mir sehr ergeben, aber ich ließ es nicht zu, ich bin lieber allein. Bei siebenzig Jahren ist man nicht so schreckhaft in der Einsamkeit als bei sechszehn".

„Und Sie ängstigen sich wirklich nicht, Madame?"

„Wovor sollte ich mich fürchten, vor meiner eigenen Gesellschaft oder der jener Geister, von denen ich spreche? Sie sind sehr sanfte Gespenster und werden nie zu Ihnen kommen, Kind," und wieder legte sie ihre Hand auf meinen Kopf. Ich glaube, sie mochte meine dicken Locken gern, denn sie hatte sie „hübsch" genannt.

„Winifred, wenn Sie so alt sein werden wie ich, werden Sie auch schon gelernt haben, daß wir uns mit dem Alleinsein zurechtfinden müssen. Denn mehr oder minder leben wir doch allein und jedenfalls sterben wir allein. Wer soll uns auf dieser letzten Reise begleiten? Mit welchem unserer Lieben könnten wir den letzten

Gang gehen? Wir können sie nur in unseren Armen halten, bis sie zu dem furchtbaren Strande gelangen, können sie den Anker lichten und fortsegeln sehen — wohin? Das wissen wir nicht."

„Aber Gott weiß es", sagte ich flüsternd. Lady de Bougainville zuckte zusammen, als ob meine einfachen Worte ein plötzliches Licht in ihre Seele geworfen.

„Ja, Sie haben Recht, es ist gut für uns, daran zu denken. Im Anfange können wir es nicht gleich, doch später kommt diese Erinnerung als Trost." Indem sie ihre Augen auf den großen Katafalk eines Bettes richtete, an dem die Damastvorhänge schwer hernieder hingen, sagte sie: „Jeden Abend lege ich mich hier ruhig nieder und stehe allmorgenlich zufrieden auf, mit der gleichen Ruhe und Zufriedenheit des Tages denkend, an dem ich mich nicht wieder von dort erheben werde."

Es durchschauerte mich leise mit feierlicher Stimmung; ich war nicht gerade erschrocken, denn in der sanften, leisen Stimme, die so ruhig über Dinge sprach, von denen man nicht oft redet und die der Jugend meist schaurig sind, lag nichts, um sich erschrocken zu fühlen, aber mir war feierlich zu Muthe. Ich hatte noch nicht viel über den Tod gedacht und ihm niemals ins Antlitz geblickt. Er war für mich noch das große Geheimniß des Universums, meine Phantasie beschäftigte sich zuweilen damit, meinem Herzen und Leben hatte der Tod noch keine Wunden geschlagen — und wie oft war dies Lady de Bougainville geschehen.

Da mir nichts des Bemerkenswerthen einfiel, besichtigte ich schweigend das Zimmer und betrachtete be-

sonders die Bilder an den Wänden. Es waren alles Portraits, von einfachen Bleistiftskizzen und Silhouetten bis zu großen Oelbildern; in allen Formaten und Größen blickten Kinder und junge Leute in den verschiedensten Lebensaltern auf mich nieder. Für mich hat jedes Portrait, ob gut oder schlecht ausgeführt, etwas Interessantes, und theilnahmvoll blickte ich auf diese Knaben, Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen. Wohl ahnte ich, wer sie seien, doch wagte ich nicht, danach zu fragen, bis Lady de Bougainville beim Verlassen des Zimmers sagte:

„Dies sind meine Kinder".

Nicht dies waren, sondern dies sind meine Kinder.

Also die Portraits ihrer sechs gestorbenen Kinder hatte ich gesehen.

Wo aber war das des Vaters?

Im ganzen Zimmer befand sich nicht ein Bild, welches möglicher Weise Sir Edwards gewesen sein konnte. Während Lady de Bougainville mir das Haus gezeigt, hatte sie ein Paar Mal im Gespräch seinen Namen genannt: „Sir Edward kaufte dies" — „Sir Edward wünschte, daß es so eingerichtet würde", aber es war immer „Sir Edward", nicht „mein Gatte"; dieses zärtlichen Namens, welchen manche Witwen immer gebrauchen, ängstlich bemüht, daß der Tod auch nicht ein Glied des theuren Bandes löse, bediente sie sich nicht.

Meine Wirthin zog sich zurück, um sich zu Tische anzukleiden, und mir lag dasselbe zu thun ob. Ich beschleunigte meine Toilette, um nur so bald als möglich wieder „im Zauberreich" weiter vorzudringen, und dabei

kam ich in das einzige Zimmer, welches wir noch nicht besichtigt, in den Speisesaal. Dort hing von der Flamme des Kamines überstrahlt ein einziges lebensgroßes Oelbild.

Ich faßte mir ein Herz, den Diener, der den Tisch deckte und mit Silbergeschirr und Krystall, wie ich es nie so schön gesehn, besetzte, zu fragen: „Wessen Portrait das sei?"

„Es ist Sir Edward, Fräulein, — der Gemahl von Mylady."

„Ach natürlich," erwiederte ich und versuchte unbefangen auszusehn. Bald darauf verließ ich das Zimmer, denn der so sehr feine und stattliche Diener machte mich ein Wenig ängstlich.

Sir Edward! Nie in meinem Leben war ich mehr erstaunt, als bei dieser Entdeckung.

Zuerst überraschte es mich, daß das Bild mit dem vollen geistlichen Ornate bekleidet war, und wenn ich auch eigentlich hätte wissen müssen, daß ein „Sir" auch „Hochwürden" sein kann, so wußte ich es doch nicht. Dann war es ein so gewöhnliches Gesicht — vielleicht hübsch für Manche, die einen dicken Backenbart, runde Augen, rothe Backen und eine gerade, große Nase als Schönheiten betrachten; aber es lag so durchaus gar nichts in dem Gesicht. Hinter dieser Stirn, die sich über den starkknochigen, vollen Wangen erhob, hatte wohl wenig Geist, Verstand oder Gefühl gewohnt. Möglich, daß auch der Künstler einen Theil der Schuld trug. In der sehr mangelhaften Ausführung, durch die steife Haltung der Gestalt — Sir Edward saß vor einem

Tisch, auf dem ein offenes Buch lag, und hinter ihm hing ein rother Vorhang — bekundete der Maler ein sehr mittelmäßiges Talent. Dennoch glaube ich, daß selbst Titian sich vergebens bemüht haben würde, für diese runde Stirn, das lange weichliche Kinn und den schmalen Mund mit dem gutmüthigen, selbstzufriedenen Lächeln ein Interesse zu erwecken.

Ich verglich das Portrait mit dem Antlitz von Lady de Bougainville — mit ihren edlen, stolzen und geistreichen Zügen, mit dem charaktervollen Mund und den klugen, leuchtenden Augen. War es möglich, daß dieser Mann ihr Gatte gewesen? Hatte ich in meinem phantastischen Kopf mir eine romantische Liebesgeschichte zusammengesetzt, die nie in Wahrheit existirte? War ihr Leben, um das Gelindeste zu sagen, ein großer Mißgriff gewesen — wenigstens was ihre Ehe betraf? Wie konnte sie einen solchen Mann heirathen! Ich wußte nicht, ob ich sie mehr bemitleidete oder mit dem raschen, ungerechten Impulse der Jugend mehr verurtheilte.

Ja, ich war hart, sowohl gegen die Lebende als gegen den Todten. Das Original mochte dem Bilde nicht ähnlich gewesen sein. Es giebt ja solche Pfuscher-Arbeiten, daß man in einem derartigen furchtbar entstellten Portrait seinen besten Freund nicht wieder erkannt haben würde. Gebe ich nun aber auch zu, daß Sir Edward ein hübscher Mann war — wie mich manche spätere Erfahrung belehrte — ein kluges oder angenehmes Gesicht kann er trotzdem nicht besessen haben. Das Bild war in der Jugend gemalt, es mußte ein Geschenk sein,

denn auf dem schweren Goldrahmen standen die Worte: „Von einer bewundernden Gemeinde dargebracht. Aus einer Kirche in Dublin".

War denn Sir Edward ein Irländer?

Sein Gesicht hatte den irischen Typus in seiner edleren Art. De Bougainville war freilich kein irischer Name, aber es waren viele französische Familien nach der Zurücknahme des Edictes von Nantes nach Irland ausgewandert. Wie gern hätte ich einige Fragen gethan, das war indessen unmöglich. Bei Tische hatte meine Wirthin das Portrait hinter sich, während ich ihr und ihm gegenüber saß.

Die Armleuchter standen zwischen uns — o wie ich das reine, milde Licht von Wachskerzen liebe! sie beschienen Lady de Bougainville's sanft geröthetes, altes Antlitz, welches von der weißen, kleidsamen Haube eingerahmt war, während kostbare echte Spitzen Hals und Hände umgaben und sogar an der Brust auf ihr reiches, schweres Seidengewand anmuthig niederfielen, und der Schein des Lichtes in den vielen Diamantringen an ihren zarten Fingern funkelte. Wie ich schon erwähnt, war Lady de Bougainville's Erscheinung durchaus aristokratisch; doch war sie an jenem Zeitabschnitt angekommen, wo nur noch eine edle Seele ein Aeußeres ausgezeichnet machen kann, wo die bis dahin reizendste Frau, wenn sie nichts als äußere Schönheit besaß, zur Alltäglichkeit herabsinkt, und selbst Geburt und Erziehung nicht den Mangel dessen verdecken kann, was Beide überstrahlt: das Licht, welches innen im Hause brennt und es bis zum letzten Verfall lieblich und schön macht.

Diese reine Flamme sah man so deutlich in ihr und so gar nicht in Sir Edward de Bougainville. Das Portrait verfolgte mich ordentlich. Ich wunderte mich, daß sie täglich unter demselben sitzen konnte, ich hätte wissen mögen, ob sie es gern mochte oder nicht, oder ob die Gewohnheit langer Jahre sie dahin gebracht, es gar nicht mehr zu sehen. Und doch, als wir von Tische aufstanden und das Zimmer verlassen wollten, schienen die großen runden Augen des Mannes ihr zu folgen, als wollten sie fragen: „Hast Du mich vergessen?"

War dies möglich? Konnte eine Frau nach einer noch so traurigen Ehe, nach einem noch so langen Witwenstande, den Erwählten ihrer Jugend, den Gatten und Vater ihrer Kinder vergessen? Es giebt Verhältnisse, unter denen es geschehen könnte, noch andere, da es eigentlich sein müßte — dennoch zweifle ich, daß sie es vermag. Das sage ich ohne irgend ein sentimentales Glauben an eine nie endende Liebe — denn Liebe kann getödtet, bis zur Wurzel aus dem Herzen gerissen werden, und wenn das geschehen, wenn das Leben des Gefühles entflohen ist, sollte auch seine Hülle begraben werden. Man sollte keine lächerlichen Vorspieglungen und Täuschungen versuchen, sondern ein tiefes, grabähnliches Schweigen bewahren, selbst zwischen Kind und Eltern, Gatte und Gattin. Das Alles kann geschehen, aber vergessen? Ob die Männer es können, weiß ich nicht, doch wir Frauen vergessen nie.

Lady de Bougainville nahm meinen Arm, aus reiner Güte, denn sie bedurfte keiner Stütze und war viel größer als ich; so verließen wir das Speisezimmer und

gingen durch die Halle, in der trotz der brennenden Lampe das Mondlicht hell und kalt auf den Marmorpfeilern lag. Ich schauerte unwillkürlich zusammen. Meine Wirthin bemerkte es und traf augenblicklich die Anordnung, daß wir anstatt im Gesellschaftszimmer in der Wohnstube mit dem Cedernholzgetäfel sitzen konnten.

„Es wird Ihnen dort wärmer und behaglicher sein, Winifred, und ich liebe dieses Zimmer besonders, es bringt mir immer die Erinnerung an meine Freundin, Harriet Byron. Sie haben „Sir Charles Grandison" gelesen?"

Natürlich kannte ich das Buch und brach in einen Strom des Enthusiasmus über „den Mann aller Männer" aus, es bezweifelnd, daß es noch jetzt seines Gleichen gäbe.

„Nein, solchen Mann gab und giebt es nicht," erwiederte Lady de Bougainville mit scharfem Ton.

Dann zeigte sie mir das schöne Getäfel von Cedernholz, mit dem die Wände bekleidet, und erzählte mir auch dies gerade, wie die Gobelins und die Eichenholz-Schnitzereien erst bei dem Ausbau von Brierley Hall entdeckt wäre, der mehr als ein Jahr, nachdem das Schloß gekauft war, gedauert hatte.

„Weshalb kauften Sie es, da es so im Verfall war?" fragte ich.

„Wir wünschten ein altes Besitzthum zu haben, das sich zugleich zu einem Familiengut, dem Stammsitz für ein zahlreiches Geschlecht, eignen würde. Wir brauchten ein großes Haus, wir waren damals unserer so Viele. Jetzt" —

Lady de Bougainville brach ab. So sehr sie an die Leiden der Vergangenheit gewöhnt war, welche die Stille und Ruhe, die Zeit und Alter mit sich bringen, wohl sehr gesänftigt, so schien dies Sprechen davon sie wieder lebhafter zu erwecken. Als sie beim Kaminfeuer stand, das auf ihren vielen Ringen spielte, die den Trauring fast verdeckten, konnte ich sehen wie ihre Finger sich in einander schlangen, wie sie die Hände schloß und wieder aufmachte, jene äußeren Zeichen, welche so klar tiefe innere Aufregung bekunden.

Dennoch sprach sie nicht, und nachdem wir Kaffee getrunken — köstlichen französischen café au lait, in dem auserlesensten Sevres Porcellan servirt, gab sie mir ein Buch, nahm selbst eins, und wir saßen Beide lesend, ohne ein Wort mehr zu wechseln, bis meine Schlafenszeit kam.

Als ich auf ihr Geheiß mich zum Zubettgehen anschickte, berührte sie meine Wange mit ihren Lippen. Viele werden bei dem Bekenntniß lachen, doch dieser leise Kuß durchschauerte mich mit einer Seligkeit so tief und warm, wie sie vielleicht ein junger Ritter empfunden, der, nachdem er seine Sporen verdient, einen solchen ersten Gruß und Kuß von seiner Geliebten erhält.

Mein Zimmer war warm und hell vom Kaminfeuer, dessen Flamme leuchtend auf den reichen, rothen Vorhängen spielte. Ich erfreute mich des neuen Luxus um mich und bediente mich seiner, als ob ich mein ganzes Leben daran gewöhnt sei. All das Schöne und Behagliche that meinem Geschmacke, meinen Sinnen — ja ich sage es frei, meiner Seele wohl; denn ein Theil

unserer Seele hat das Recht, sich auch an solchem materiellen Comfort zu erlaben. Es hatte mir große Freude gemacht, das Haus zu besichtigen, an dem schönen Eßtisch schmackhafte Speisen zu genießen und den Abend in dem lauschigen Zimmer mit meiner angebeteten Wirthin zuzubringen. Jetzt, da ich in meiner eigenen Stube war, mich in mein innerstes Herz zurückgezogen hatte, wie stand es eigentlich mit mir?

Ja, ich will die Wahrheit bekennen. Eine Weile saß ich in vollkommener Befriedigung aller meiner Sinne da. Dann dachte ich an meinen armen Vater in seiner kalten Studirstube, der nichts von diesen Behaglichkeiten genoß, aber auch nicht danach fragte. Ihm war ein häßliches Haus gerade so recht, wie ein wohleingerichtetes, eine öde Straße so lieb, wie die schönste Aussicht.

Hübsche Gegenstände bemerkte er gar nicht; mehr als das, er verachtete sie, und, ach, er würde mich auch verachtet haben, hätte er mich in meinem Hange — einem erblichen Fehler — zum Luxus und zu genußsüchtiger Verschwendung gesehen. Ja, diese Neigung besaß ich, wenigstens fürchtete ich es zuweilen; vielleicht aber machte gerade diese Furcht es mir möglich, sie in Schranken zu halten. Zuweilen ist es so. Die durchaus wahrhaftigste Person, die ich je gekannt, sagte mir einst: „Ich glaube, ich war ein geborner Lügner, bis ich entdeckte, daß Lügen in unserem Blute lag, ein erbliches Uebel sei, das heilte mich."

Meine Kur wurde auf andere Weise bewerkstelligt und erfolgte nicht gleich. Ich erinnere mich ganz genau der Bitterkeit, mit welcher ich in jener Nacht mein rei-

zendes Zimmer in Brierley Hall mit meiner elenden Bodenkammer zu Hause verglich, die ich trotz alles Bemühens weder behaglich noch irgend wie hübsch ausstatten konnte. War es mein Loos, immer so dahinzuleben, vergebens gegen natürliche, angeborene Neigungen ankämpfend, welche die Vorsehung nicht erfüllen wollte? Waren sie deshalb unrecht? Wohl hatte Lady de Bougainville gesagt, sie würde es bedauern, „wenn ich so reich werden sollte wie sie" — aber trotzdem würde sie doch wohl alle die Annehmlichkeiten, welche sie umgaben, nicht vermissen mögen. Ich hörte sie gerade die breite Treppe zu ihrem stattlichen Schlafzimmer ersteigen und dachte, wie sie nun bald ihr edles Haupt auf jene mit echten Spitzen besetzten Kissen legen würde, wie sie es wohl ihr ganzes Leben gewohnt war. Sie schien von Geburt an zu all diesen reizenden Bequemlichkeiten und nothwendigen Erfordernissen des Reichthums bestimmt, — wenn ich sie haben wollte, mußte ich sie mir erwerben. Waren sie an sich selbst ein Unrecht oder wurden sie nur dazu, sobald man sie auf Kosten höherer und besserer Dinge erstrebte? Wird ein Segen, den der Himmel freiwillig gewährt und der ebenso froh und dankbar genossen wird, zu einer Sünde, wenn wir, sobald er uns versagt blieb, uns mit einer unsere ganze Natur aufreibenden Heftigkeit danach sehnen?

Ich saß und sann und sann und versuchte mit meinem kindischen Verstande alle die Räthsel des Lebens, die Geheimnisse des Weltalls zu lösen und zu verstehen, während das hagere, düstere Antlitz Johannes des Täufers vorwurfsvoll auf mich niederschaute. Plötzlich hörte

ich dreimal leise an meine Thür klopfen. Meine Nerven waren zu einer so unnatürlichen Höhe angespannt, daß ich vergaß, wie das Geheimniß sich so leicht dadurch erklären ließ, daß nämlich zwischen Lady de Bougainville's Schlafzimmer und dem meinen nur ein schmales Entrée lag, und sie wohl noch zu mir kommen wollte.

Als die Thür sich öffnete und eine hohe Gestalt in einem Morgengewand von grauem Flanell — einem Mönch oder einer Nonne nicht unähnlich — vor mir stand, schrie ich laut auf aus Furcht vor einem „Geiste."

„Kleines thörichtes Mädchen! Winifred, ich bin es!" sagte meine Wirthin und erklärte mir, daß sie noch den Lichtschein durch meine Thür gesehen und daß sechszehnjährige Mädchen ihren „Schönheitsschlaf" eine volle Stunde vor Mitternacht haben müßten; deshalb war sie gekommen, mich zu schelten, und nun fragte sie, was ich in der ganzen Zeit gethan.

„Nichts — ich habe nur nachgedacht."

„Worüber?"

Vom ersten Male an, da Lady de Bougainville in dieser Art fragte, fiel es mir nicht ein, ihr durch eine Ausrede zu antworten, ihr gebührte stets die volle, reine Wahrheit.

„Ich dachte darüber nach, ein Vermögen gleich dem Ihrigen zu erwerben."

Sie zuckte zusammen, wie wenn man sie mit einer todeskalten Hand berührte.

„Was wissen Sie von mir und meinem Vermögen?"

„Nichts," erwiederte ich eifrig, und fügte dann hinzu,

daß ich mir wünschte, so reich wie sie zu sein und darüber nachgesonnen hätte, wie ich mir wohl Reichthümer verdienen könnte; ich sprach in der höchsten Erregung, denn meine Nerven befanden sich in einem überreizten Zustande und wahrscheinlich redete ich noch manches dumme Zeug, dessen ich mir kaum bewußt war.

Lady de Bougainville muß dies bemerkt haben; denn statt mich gleich zu Bett zu schicken, setzte sie sich zu mir und nahm meine Hand in die ihrige, was schon eine gewisse beruhigende Wirkung auf mich übte.

„Sie wollen Sich also ein Vermögen erwerben, wie ich mir das meinige erwarb, und es genießen, wie ich es genoß? Armes Kind!" Eine Weile saß sie in tiefem Sinnen, dann sagte sie: „Ich mag nicht einmal, daß ein Kind sich selbst täuscht. Soll ich Ihnen eine Geschichte erzählen?"

Ich erwartete ihre Lebensgeschichte zu hören, doch war es nur eine kleine Fabel von einem Hirten handelnd, der von seinen weidenden Heerden zum Vezir eines Kalifen erhoben ward, und den man nun beschuldigte, er stehle die Schätze seines Herrn und verberge sie in einem hölzernen Kasten, den er stets sorglich hütete. Endlich war der Kalif durch die Feinde des Vezirs so aufgebracht, daß er verlangte, den Inhalt des Kastens zu sehen und mit seinem ganzen Hofstaat erschien, um dem Oeffnen der Kiste beizuwohnen. Sie enthielt nur einen zerrissenen wollenen Rock, ein Paar Sandalen und einen Hirtenstab.

„Winifred, wollen Sie die Rolle des Kalifen und

seiner neidischen Hofleute übernehmen und auch nach meinen verborgenen Schätzen schauen?"

Lady de Bougainville führte mich nach ihrem Schlafzimmer, dessen Kaminfeuer und Kerzenschein warm und hell auf den Massen der reichen rothen Damastvorhänge lagen und aus den Spiegeln widerstrahlten, welche bei jedem Schritt unsere Gestalten zeigten. Wie edel und stattlich ihre Figur war, selbst in dem einfachen grauen Gewande! Am Fußende des Bettes, verborgen durch ein Sammetkissen, lag einer jener kleinen Koffer, die vor langen Jahren gebraucht wurden. Sie schloß ihn auf und was enthielt er?

Ein Kleid von weißem Dimitie, das durch langes Liegen vergilbt war, drei Anzüge für kleine Mädchen von einfachem lila Kattun, zwei Paar Knabenschuhe, die mit der größten Sorgfalt ausgebessert waren und ein Paar abgetragene Höschen.

Das war der ganze Inhalt des Koffers, ich blickte hinein, wie ich in einen Sarg geschaut haben würde, doch sagte ich nicht ein Wort Ihr Antlitz warnte mich vor dem Reden. Schweigend schloß Lady de Bougainville den Koffer, legte dann mit zärtlicher Sorgfalt das Sammetkissen darüber, gerade als ob sie ein Kind zudecke. Darauf nahm sie meine Hand und führte mich nach meinem Zimmer zurück.

„Jetzt gehen Sie zu Bett und schlafen Sie, Winifred, aber träumen und sinnen Sie nicht mehr über das Erlangen von Reichthümern und beneiden Sie mir die meinigen nicht!"

Die Geschichte.

Erstes Kapitel.

Ich gehe in der Lebensgeschichte der Lady de Bougainville über fünfzig Jahre zurück.

Ehe ich aber bei dieser längst vergangenen Periode beginne, die so weit vor meiner Bekanntschaft mit ihr liegt und dann fortfahre, wo ich gerade jetzt aufhörte, muß ich einige Worte der Erklärung hier beifügen.

Die richtige und volle, in allen Einzelnheiten wahre Beschreibung eines Menschenlebens zu geben, ist durchaus unmöglich. Weder die Weltgeschichte kann es, noch die Biographie, nicht einmal die Auto-Biographie; denn selbst wenn wir es auch aufrichtig wünschten, vermöchten wir doch nicht über uns selbst die vollkommene Wahrheit zu berichten. So paradox es klingen mag, so habe ich doch oft gedacht, daß die nächste Annäherung an die Wahrheit die Dichtung bringt; selbst wenn sie die Ereignisse nicht buchstäblich wiedergiebt, sie lassen sich ja in jede Form drehen und fügen, so schildert sie doch die ihren Erzählungen zum Grunde liegende Menschennatur in ihren Höhen und Tiefen, und wunderbarsten Empfindungen und Ausschreitungen.

Ich glaube, daß ich Lady de Bougainville's Lebensgeschichte, wie ich sie nach und nach von ihr und Anderen gehört und aus den mir zu Händen kommenden Daten zusammengestellt, so ziemlich der Wahrheit gemäß geschildert habe, wie es eben Einem möglich, der nicht mit der Gabe des Hellsehens betraut ist. Ich bin überzeugt, ich habe „alle Einzelnheiten des Falles" mit historischer Treue wiedergegeben; auch kann ich mich nicht einer größeren Kühnheit im Beurtheilen von Beweggründen und Handlungen zeihen, als manche Geschichtsschreiber sich deren schuldig machen, nein, deren wir uns Alle beinahe täglich bedienen, als ob wir im Vergleich zu unseren armen Nebenmenschen allgegenwärtig und allwissend wären.

Wer mit gesundem Menschenverstande und nur gewöhnlichem Scharfsinn begabt ist, muß, indem er die menschliche Natur studirt, einsehen, daß gewisse Ursachen gewisse Folgen haben müssen, daß manche Ereignisse zu gar keinem anderen, als einem bestimmten Endziele führen können; gerade so sicher als das Tageslicht dem Aufgehen der Sonne folgt.

Wenn wir Schriftsteller einen Roman schreiben und der Leser sich den Kopf zerbricht, wie er enden wird, vermögen wir nicht ein Lächeln zu unterdrücken. Wir wissen, daß wenn er eine getreue und wahre Copie des Lebens ist, er nur auf eine bestimmte Art endigen kann — natürlich können die Nebenumstände vielfach verschieden sein, auch die Art wie sein Ausgang herbeigeführt wird, überraschend, doch aber kann es nur einen Abschluß geben. Diesen und jenen Zufälligkeiten und Umständen

freien Spielraum lassend, muß trotzdem das bestimmte Resultat folgen, so unerbittlich und unabänderlich wie das Schicksal folgt.

So kam ich im Verlaufe der Jahre dahin, Lady de Bougainville's Geschichte so genau zu kennen, als wenn sie selbst dieselbe niedergeschrieben hätte; nein, in manchen Fällen sah ich sie vielleicht noch klarer und richtiger vor mir liegen. Ueber gewisse Punkte blieben ihre Lippen für immer verschlossen, während über andere die Umstände und ihr eigenthümlicher Charakter sie nicht befähigten, ein richtiges Urtheil zu fällen. Mir wurde es leicht das meinige zu bilden, weniger durch das, was sie erzählte, als was sie unwillkürlich verrieth, mehr noch durch das, was ich freilich erst nach Lady de Bougainville's Tode von der einzigen Person, die sie seit ihrer Jugend kannte, erfuhr, von einer alten Irländerin Bridget Halloran, die ihr lange treu gedient und in Brierley Hall das Gnadenbrot in friedlicher Stille und geschäftigem Nichtsthun verzehrte, später dann als ein hochgeehrtes Glied meiner Familie in meinem Hause ihre Tage endete.

Sobald mich Bridget kennen lernte, gewann sie mich lieb und faßte Zutrauen zu mir. Viel zurückhaltender blieb ihre Herrin. Niemals setzte sie sich nieder, um mir „ihre Geschichte" zu erzählen, das geschieht auch im wirklichen Leben selten. Aber ohne es zu wissen, machte sie mich im Gespräch mit vielen Einzelnheiten derselben bekannt, und berührte Ereignisse und Thatsachen, die zusammengereiht eine vollständige Biographie bildeten. Lady de Bougainville's Gedanken weilten be-

ständig in der Vergangenheit — die Gegenwart war ihr gleichgültig, sie vergaß dieselbe sogar zuweilen — und dadurch hatte ihr Gedächtniß eine wunderbare Treue und Genauigkeit erlangt.

Daß ich niemals eine Frage wagte, bemerkte ich schon früher, sie würde durch kaltes Zurückziehen und Schweigen gerügt worden sein; doch indem ich ruhig und aufmerksam zuhörte, wenn Lady de Bougainville sprach, und immer tiefere Einblicke in ihren Charakter that, gelang es mir, zu einem gewiß richtigen Thatbestande zu kommen und die Motive klar zu sehen, welche diese Folgen haben mußten.

Auf dieser Grundlage habe ich meine Geschichte aufgebaut; sie ist nicht wahrer und nicht unrichtiger, als unsere Schilderungen der menschlichen Natur es sowohl in der Weltgeschichte, als in der Lebensbeschreibung oder im Romane sind, und so mag sie denn stehen bleiben. Die Mittheilung kann Niemand schaden. Und es sollte mich freuen, wenn es mir gelänge aus dem Dunkel der Vergessenheit, dem gewöhnlich das Leben solcher Frauen anheim fällt, welche als die Letzte ihres Geschlechtes sterben und der Welt keinen Nachkommen lassen, die Geschichte des wunderbaren, reichbewegten Lebens meiner geliebten Lady de Bougainville zu retten.

So beginne ich denn:

Vor mehr als einem halben Jahrhundert wurde Sr. Ehrwürden Edward Scanlan Hülfsprediger in einer kleinen Stadt des westlichen Theiles von England, Ditschley St. Mary, gewöhnlich aber nur Ditschley genannt.

Zu jener Zeit war die Staatskirche, besonders in den Provinzen, in einem durchaus anderen Zustande als jetzt. Die Rechtgläubigkeit bestand darin, daß jeder Geistliche das that, was in seinen Augen recht war, nämlich in Beziehung auf die Liturgie, die Lehre und die kirchliche Verwaltung, das heißt dabei natürlich immer die Grenzen eines matten Decorums und allgemein angenommener Gebräuche innehaltend. Ueber die Sphäre der Kirche hinaus bestand einerseits eine gewisse Furcht vor dem Papste, andererseits vor den Dissentern, und das Volk huldigte der allgemeinen Ansicht, daß es allein achtbar und anständig sei der Staatskirche anzugehören; aber in deren Grenzen ging es still und ruhig genug zu; alle die gegenwärtig herrschenden verschiedenen Benennungen gab es damals noch nicht. Es waltete nirgends genug Eifer und Ernst, um Spaltungen hervorzurufen. Eine neue Secte anders Denkender war unlängst erstanden, von dem jungen Dr. Simeon in Cambridge gebildet, die sich „Evangelische" nannten und sehr viel über das Evangelium sprachen, das sie, wie die schwärmerischsten und eifrigsten Anhänger derselben sich einbildeten, allein empfangen hätten und predigen sollten. Dadurch maßten sie sich eine Art Ueberhebung gegen ihre altmodischen Amtsbrüder an, aber trotzdem waren sie eine Klasse sehr aufrichtiger, treumeinender und tüchtig arbeitender Geistlichen, deren Einfluß sowohl in der englischen, mehr aber noch in der irischen Kirche sich fühlbar machte; bis zu einem so abgelegenen Kirchspiele wie das von Ditschley hatte er sich indessen noch nicht erstreckt.

Der Rector und Prediger dort war durchaus ein Geistlicher der alten Schule; als er noch in jungen Jahren durch einflußreiche Familienverbindungen die Pfarre erhielt, hatte er die obliegenden Pflichten treu, wenn auch etwas ungern erfüllt; seine Wünsche und sein Charakter neigten sich einem anderen Stande zu und sein Gemüth wurde hierdurch oder in Folge eines anderen Grundes etwas verdüstert.

Er war ein Mann von guter Erziehung und Bildung, mit einem in jeder Hinsicht geläuterten Geschmack. Er hatte große Reisen auf dem Continent gemacht, als er noch ein jüngerer Bruder und nicht die geringste Aussicht vorhanden war, er würde je das ganze Familienbesitzthum erben, wie es für ihn leider zu spät geschehen, denn zu jener Zeit war Henry Oldham ein richtiger alter Junggesell.

Von dem Umschwunge seiner Verhältnisse an war er still und friedlich seinen Weg gegangen den siebenziger Jahren zu, er der Letzte seines Stammes.

Er nahm seinen Wohnsitz nicht auf Oldham Court, sondern überließ es Fremden und blieb in den einfacheren Verhältnissen seiner Amtswohnung, einem hübschen großen Gebäude, welches einst ein Kloster gewesen, mit einem schönen Garten, der sein Stolz und seine Freude war und für dessen Erhaltung er, wie man sagte, fabelhafte Summen ausgab. Außerdem lebte er sparsam, Manche meinten geizig, aber er war gegen die Armen seines Kirchspieles mildthätig genug. Zuweilen las er die Gebete vor seiner Gemeinde und einmal alle Monate hielt

er eine kurze Predigt; darin erschöpften sich seine geistlichen Pflichten.

Ich habe Herrn Oldham's Portrait gesehen, das auf den Wunsch seiner Gemeinde nach seinem Tode in Kupfer gestochen wurde. Er ist dargestellt, wie er im Talare mit den Bäffchen an dem Tische in seiner Bibliothek sitzt. Seine Predigt liegt vor ihm und seine rechte Hand ruht auf der offenen Bibel, wie auch Sir Edward de Bougainville dieselbe Stellung in seinem Bilde einnimmt. Sonst aber ist der Rector diesem viel bewunderten Herrn sehr unähnlich.

Er ist ein kleiner, hagerer Mann, mit einer eigenthümlichen Perrücke, und einem scharfen, kaustischen, doch nicht unfreundlichen Gesichtsausdruck; er sieht eher einem Advocaten, als einem Prediger ähnlich und mehr als Beiden einem Landedelmann.

Außer der einen Predigt jeden Monat und seiner Almosenvertheilung, die ihm keine Last war — denn Herr Oldham besaß ein bedeutendes Vermögen, obgleich Niemand wußte, wie groß es sei — überließ er alle Berufsgeschäfte im Kirchspiele seinem Vicar, den er auf einer seiner jetzt seltenen Abwesenheiten von Hause kennen gelernt, gleich nachdem sein bisheriger Hülfsprediger, ein Stubenbursche aus seiner Studienzeit, gestorben war.

Wie ein so auffallender Gegensatz, wie der hochwürdige Edward Scanlan zu dem hochwürdigen Thomas Hervisides bildete, diesem im Amte nachfolgen konnte, war eine Quelle nie endenden Erstaunens für die Einwohner von Ditschley. Der neue Vicar war jung, hübsch und ein Irländer und gehörte zu jener Secte der irischen

Kirche, welche mit den englischen „Evangelischen" übereinstimmte, nur daß sie in Irland noch Politik in die Religion verwebten und heftige, eifrige „Orangisten" waren, ein Ausdruck dessen Bedeutung die jetzige Generation glücklicher Weise schon kaum mehr kennt.

Herr Scanlan war in seinem Vaterlande ein sehr populärer Prediger gewesen, wie er selbst offen eingestand. In seiner kleinen, nur für kurze Zeit gemietheten Wohnung hing sein lebensgroßes Bild, das ihm von seiner Gemeinde vor seinem Abgange von Dublin geschenkt worden war. Auch in Ditschley erwarb er sich bald solchen Ruf. Am ersten Sonntage eroberte er das ganze Kirchspiel im Sturm; buchstäblich „erweckte" er die Versammlung, die bis dahin gewohnt war während der ganzen Predigt ruhig zu schlafen. Keiner hätte aber bei der Rede des neuen Vicares zu schlafen vermocht. Er predigte frei, extemporirte, und dies war eine so wunderbare Neuerung, daß sie die älteren Leute fast erschreckte, während sie die jungen entzückte. Dann war seine Sprache so laut und energisch, er schlug mit seinen weißen Händen, an denen mehrere Ringe leuchteten, so kraftvoll auf die Kanzel und seine Rede rollte so fließend dahin, daß dies alle Hörer wach erhielt.

Er brauchte nie nach einem Worte zu suchen — nach Gedanken fragte Keiner, und sein weicher, irischer Accent klang so eigenthümlich reizend. Und nun gar erst sein Aussehen: diese Fülle dunklen Haares und die großen schwarzblauen Augen, welche er so gut zu gebrauchen verstand. Obgleich er nicht groß und eigentlich von untersetzter Gestalt war, im Vergleiche zu den

hohen schlanken jungen Sachsen in Ditschley und dessen Umgegend, so erklärten ihn doch alle Damen für „außerordentlich hübsch“ und verbreiteten diese Meinung demzufolge.

Am zweiten Sonntage kam noch zu diesem Urtheil ein „außergewöhnlich klug“ hinzu. Gewiß aber waren auch des neuen Vicars Predigten ganz abweichend von irgend etwas, was man bis dahin in Ditschley gehört. Er sprach über heilige Dinge in überschwenglicher und doch familiärer Weise; er behandelte sie mit wohlgefälliger leichter Sicherheit, verherrlichte sie mit aller Art poetischer Gleichnisse, dem Himmel sowohl als der Erde entlehnt, zierte sie mit den Blüthen und Bildern der Einbildungskraft — so daß der Grundgedanke, wenn überhaupt einer vorhanden gewesen, in der Fülle der Ausschmückung vollkommen verdeckt wurde.

Zuweilen brauchte er in dem überfließenden Redestrom Erläuterungen, deren Gewöhnlichkeit fast an das Scherzhafte streifte, wodurch er die ernsten Leute in Ditschley leicht kränkte. Doch vergaben sie ihm bald wieder. Wenn Jemand so viel und so geläufig spricht, kann einmal ein Versehen vorkommen; und er hatte ein so höchst angenehmes Wesen, er nahm jeden Tadel entweder mit so sanfter Unterordnung hin oder zeigte sich so ruhig dabei, daß die kritisirenden Stimmen bald schwiegen, um so mehr, als der Rector selbst so viel Tact und Zartgefühl besaß, niemals in etwas einzustimmen, was für oder wider den neuen Vicar gesagt wurde. Diesem seinem Beispiele folgten die angesehensten Familien der Stadt und Umgegend, brave, alte Tories,

denen ein Prediger eine Respectsperson war, auf welche die Gesetze, die für andere gewöhnliche Menschen galten, nicht immer anwendbar erschienen. Sie erklärten: wen ihr verehrter Rector gewählt, der müsse jedenfalls der richtige Mann sein, und waren vollkommen zufrieden mit dem Vicar.

Auch Herr Oldham war befriedigt oder schien es wenigstens zu sein. Er behandelte Edward Scanlan mit Rücksicht und Höflichkeit und war ganz einverstanden mit seinen Leistungen, wie meist mit Allem, was ihm Mühsal ersparte. In seiner Jugend hatte er ein schweres, arbeitreiches Leben geführt, so daß er nun im Alter sich doppelt gern den guten Tagen überließ; wobei ihm jede Störung oder Unbequemlichkeit lästig war. Die überströmende Lebhaftigkeit seines Vicars füllte alle Lücken so gut aus, sowohl in gesellschaftlicher, als in amtlicher Beziehung, und nahm die Bürde der geistlichen Verrichtungen von seinen Schultern. Ohne jede thörichte Eifersucht überließ der alte Pfarrer seinem jungen, angenehmen Vicar seinen Platz in den Berufsgeschäften und gab ihm dafür ein Gehalt, welches, wie man sich im Stillen erzählte, das des verstorbenen Hülfspredigers bei Weitem überstieg, ja so hoch war, wie kein Vicar in der ganzen Umgegend es erhielt. Aber Herr Scanlan war auch ein so vorzüglicher Prediger (o Jammer für die Damen in Ditschley, als sie es entdeckten), nur war er leider schon verheirathet.

Als dieser Umstand ungefähr nach acht bis vierzehn Tagen bekannt wurde, wirkte er als ein heftiger Niederschlag auf die hocherregten begeisterten Gemüther. Der

Werth des neuen Vicars verminderte sich augenblicklich. Aber Ditschley war ein zu langweiliger, einförmiger Ort, und der junge Irländer hatte neben dem Reiz der Neuheit zu viel Anziehendes, als daß sein in „Ungnade fallen" von langer Dauer sein konnte. Nach einigen Bemerkungen, welche sehr an „die saueren Trauben" erinnerten, nämlich: wie unklug es von ihm gewesen, so jung zu heirathen — aber das thäten die Irländer alle — wie schwer es ihm werden würde mit dem Gehalte eines Vicars eine Familie zu ernähren und was für eine gewöhnliche, untergeordnete Frau seine Gattin jedenfalls sein müßte, — nachdem der Aerger und die Enttäuschung sich so Luft gemacht, stieg Herrn Scanlan's Stern wieder aus den ihn umdräuenden Wolken empor, und die Gemeinde nahm ihn freudig auf.

Es ist ein Irrthum zu glauben, daß die Irländer in England und besonders in der Provinz nicht anerkannt und geschätzt werden. Sehr oft wird der solide, etwas langsame und schwerfällige Engländer durch den feurigen, leichtlebigen Celten, der zu Allem geschickt und brauchbar und dabei interessant ist, ganz eingenommen. Wir sehen es schon im vorliegenden Falle, wo ein kluger hübscher, junger Irländer mit guten Manieren plötzlich in einer altmodigen, ferngelegenen, englischen Landstadt erscheint und die Leute wie im Sturme erobert, indem er die Männer amüsirt und die Frauen gewinnt, und wenigstens für eine Zeit der alleinige Herrscher dort ist. Wochenlang war Se. Hochwürden Herr Edward Scanlan der Mittelpunkt alles Denkens und Sprechens in Ditschley — seine brillanten, lebhaften Predigten, sein

hübsches Aeußere und sein angenehmes Wesen, darum drehten sich alle Unterhaltungen. Jedes junge Mädchen würde sich in ihn verliebt haben, wenn nicht das unglückliche Hemmniß: seine Gattin, dagewesen. Schon jetzt sprach und stritt man darüber, zu welcher Art von Frauen sie wohl zu zählen sei, und wie sie aussehen möge.

Die Phantasie hatte Zeit genug, sich allerlei Bilder zu entwerfen, denn der Vicar bewohnte seine möblirten Zimmer drei Monate allein, da, wie er allen verheiratheten Frauen mit sehr besorgter hausväterlicher Miene im Vertrauen mittheilte, sein junges Weib im Hause seiner Mutter in Dublin die Geburt ihres zweiten Kindes erwarte.

Er hatte also noch eine Mutter und diese besaß ein Haus — das waren zwei wichtige Thatsachen, die man bei dem Wenigen, was man über den neuen Ankömmling wußte, mit Eifer ergriff, und nach allen Seiten hin beleuchtete. Diese Mittheilung schien dem jungen Mann alle mütterlichen Arme der Stadt Ditschley zu öffnen. Die Familien der Gutsbesitzer hielten sich noch etwas zurück, da sie erst Näheres über Herrn Scanlan's Verwandte und frühere Lebensstellung zu erfahren wünschten.

Das ging aber nicht so leicht. Vor funfzig, sechszig Jahren war London vom Westen Englands sehr weit entfernt und Irland erschien fast als eine terra incognita, so fern wie die Antipoden. Außer daß Herr Scanlan in seinen Gesprächen viele Namen mit hohen Titeln anführte, die der geistlichen Aristokratie jener Zeit an=

gehörten, war er sehr zurückhaltend über seine Familie und seine Bekannte. In ihm war jene merkwürdige Mischung von Offenherzigkeit und Geheimnißthuerei, welche den Celten sowohl in Schottland wie Irland eigenthümlich. So viel und freimüthig er über sich selbst sprach, seiner Gattin, seiner Eltern und Verwandten, deren nicht viel sein konnten, da er ein einziges Kind war, erwähnte er auffallend wenig.

Es ist ein wunderbares Factum, und durchaus gewissen, allgemein verbreiteten, interessanten Erdichtungen über den Ehestand widersprechend, daß, was ein Mann auch sei, wie hoch er in seinem Amt oder Beruf stehe, in der Wirklichkeit, im praktischen Leben seine sociale Stellung durch seine Gattin bestimmt wird; nicht sowohl durch ihre Geburt oder den Stand, dem sie angehörte, als einzig allein dadurch, was für eine Frau sie ist. König Cophetua mag ein Bettlermädchen freien, und wenn eine edle Natur in ihr ist, wird sie eine vortreffliche Königin werden; wenn er aber eine Frau wählt, die, trotz dem sie auf dem Thron geboren wurde, doch unter dem Herrschergewande eine Bettlerin ist, so werden die schönen Kleider bald die Leere und den Mangel innen nicht mehr verdecken können. Dann mag König Cophetua nur selbst ein Bettler werden, da seine Gemahlin nie eine Königin sein wird. Dasselbe wiederholt sich auf jeder Rangstufe des Lebens. Nur wenn der Mann eine Frau wählt, die im Stande ist im eigenen Hause die Ehre und Würde aufrecht zu erhalten, nach der er selbst im öffentlichen Leben strebt, nur dann wird er sie erreichen, im anderen Falle wird er bald

sein Fortkommen in der Welt gehindert, sein nützliches Streben erfolglos finden und was er schon errang, entschwinden sehen.

Der neue Vicar war durchweg ein angenehmer Mann, ganz und gar ein Gentleman wie Jeder sagte, und seine Neigungen und Gewohnheiten zeigten, daß es ihm bisher im Leben an nichts gefehlt hatte; mehr noch, er machte überall den Eindruck und bestärkte diesen durch seine Erzählungen, daß er sogar als Kind in luxuriösem Ueberfluß erzogen sei, Ponies zum Reiten hatte und so oft er wollte auf die Jagd und zum Fischfange gehen konnte — ja die Art der Erziehung genossen habe, wie sie dem Sohne eines Squires gewöhnlich zu Theil wird. Darauf hin war er auch, trotzdem er ein Geistlicher, mit all den Söhnen der umliegenden Gutsbesitzer, jungen lustigen Jägern und Pferdeliebhabern gut Freund.

Man konnte zuerst nicht über seinen Namen fertig werden. Scanlan, das klang nicht sehr aristokratisch, aber Engländer verstehen sich nicht recht auf die irischen Familiennamen. Das einzige Mal, daß Jemand der Umgegend ihn gesehen — (der Umstand wurde nur flüsternd erwähnt und drang nicht zum Vicar) war auf einer Porterbierflasche gewesen. „Scanlan und Co. Dublin." Das konnte ein reiner Zufall sein, denn zweifelsohne gab es mehrere des Namens Scanlan in Irland. Und wenn dem nicht so wäre, wenn Herr Edward Scanlan wirklich zu der Brauerfamilie gehörte, was that das? Wer hatte noch nicht von berühmten Brauereibesitzern gehört? Whitbread in England, Guinneß in Irland, waren sie nicht geachtete Namen und besonders

sehr bekannt in der religiösen Welt der Secte der „Evangelischen", die, wie auch die altmodigen und an dem Hergebrachten hängenden Kirchenbesucher sich dagegen auflehnen mochten, doch jedenfalls einen bedeutenden Umschwung in die kirchlichen Verhältnisse zu bringen begann.

Edward Scanlan gehörte zu ihnen und that sich nicht wenig darauf zu gut. Diese Secte war aus einem so sehr achtbaren Theil der bürgerlichen Gesellschaft gebildet, zählte so viele hochstehenden und reichen Personen zu ihren Anhängern, daß ein armer Vicar aus dieser Verbindung selbst für sich Ehre und Ansehen erlangen konnte. Trotzdem aber blieben die Gutsbesitzer und Landedelleute noch zurückhaltend in ihrem Urtheile über den neuen Vicar, bis sie seine Gattin gesehen. Freilich da dies geschah, verstummte jeder Zweifel über ihn.

Das war nur natürlich. Ich kann mir denken, wie sie aussah, als sie zum ersten Male, und zwar Sonntags, in der Kirche gesehen wurde; sie war erst am Abend vorher mit ihren Kindern, beide noch Babies, denn das eine war nur fünfviertel Jahr älter als das andere, angekommen, nur begleitet von der Wärterin, einer echten Irländerin, die sehr unordentlich und häßlich, aber treu und rein wie Gold war.

Ich sehe Frau Scanlan deutlich vor mir, wie sie an jenem Sonntage das Schiff der Kirche durchschritt und Aller Augen sich nach ihr wandten, obgleich ihre edle und stolze Schönheit Anfangs den guten Leuten wohl kaum erkennbar und verständlich sein mochte, die an den zarten sächsischen Teint, die vollen Figuren und

an frische, rosige runde Wangen gewöhnt waren. Ihr Antlitz war blaß, und unter den großen Augen lag ein leichter dunkler Schatten. Ihre sehr hohe, schlanke Gestalt war damals fast zu zart, und die beiden kleinen Menschenblumen, die neben ihr erblüht waren, hatten der jungen Mutter schon etwas von dem ersten Schmelz der Jugend genommen. Mit neunzehn Jahren sah sie fast älter als ihr Mann aus, der doch einige Jahre vor ihr voraus hatte.

„Wie schade" — sagten die Leute an jenem Sonntage in ihren Bemerkungen über sie — „daß die Irländerinnen so früh heirathen", bis sie herausfanden, sie sei gar nicht von irischer Abkunft.

Woher sie aber stammte, das blieb ihnen zuerst ein Räthsel. Sie sprach zwar Englisch vollkommen gut und richtig, dennoch bemerkten die Damen, welche sie in den nächsten Tagen besuchten, einen leichten fremden Accent darin; ob dieser aber dem Französischen, Deutschen oder Spanischen angehöre, vermochten die Einwohner von Ditschley, die nie ihre Scholle verlassen hatten, nicht zu unterscheiden. Und selbst die neugierigsten und kühnsten der Besuchenden fanden es schwer (ich kann es wohl begreifen), irgend welche aufdringliche Fragen an Frau Scanlan zu richten. Sie sprachen über ihre Kinder, die sie abgöttisch liebte und auf die sie stolz zu sein schien, über ihren Gatten, dessen Lob sie mit einem süßen, ruhigen Lächeln und mit billigendem Blicke anhörte, und dann verabschiedeten sie sich und wußten gerade so viel von ihr, wie sie die Woche vorher gewußt, daß sie nämlich Frau Scanlan war.

Trotzdem machte ihr Kommen in Ditschley eine große Sensation; sie wurde wie ein Wunder angestaunt, diese schöne, junge Frau mit dem vornehmen Wesen die, obgleich sie nur die Gattin des Vicars war und in sehr gewöhnlich möblirten Zimmern wohnte, doch mit den ersten Damen der Gegend, die sie auch alle bewillkommneten, auf gleicher Stufe stand. Dabei fühlte sich Niemand in ihrer Nähe unbehaglich. Die, welche mit dem Vorsatze kamen, sie zu patronisiren, vergaßen diese wohlmeinende Absicht, und die ärmeren und schlichteren Frauen, welche durch ihren ersten Eindruck in der Kirche sich etwas vor ihr geängstigt und gefürchtet hatten, sie könne hochmüthig und abstoßend sein, fanden sie so angenehm und liebenswürdig, daß sie sich bald wohl neben ihr fühlten und ihr Lob mit lautem Munde nah und fern verbreiteten.

Und wie nahm sie diesen Beifall, Tadel, dies Kritisiren über sich auf? Das konnte Niemand herausfinden. In ihrem Wesen lag jene Einfachheit und Natürlichkeit, denjenigen eigen, die sich um eine Stellung nicht bemühten, die sie stets eingenommen, und die ganz gleichgültig gegen äußerliche Zeichen des Reichthums und der Vornehmheit sind, weil sie innen das besitzen, was unabhängig von jenen Dingen ist. Niemals quälte sie sich mit dem Gedanken, was die Leute über sie dächten oder sprächen, sondern sie begrüßte jeden Neukommenden mit der ruhigen, sanften Freundlichkeit einer Dame, die, um einen recht geläufigen Ausdruck zu gebrauchen: „sich stets in guter Gesellschaft bewegt“ hat. Dies war die Gattin, welche der neue Vicar zum

Staunen Aller — denn eine solche Persönlichkeit hatte man nicht erwartet — in Ditschley einführte.

Sie entschied seine Stellung dort augenblicklich und für immer. Mit der ihr bei aller Zurückhaltung innewohnenden Freimüthigkeit gab sie Aufschluß über Verhältnisse, welche er bis jetzt verborgen. Natürlich geschah dies nicht bei den ersten Besuchen ihrer Nachbarn, doch später, als sich schon ein freundschaftlicher Verkehr entsponnen; und sie zeigte sich überrascht, daß weder ihr Gatte noch Herr Oldham — der sie, beiläufig gesagt, mit ausgezeichneter Höflichkeit und Achtung behandelte und ihr zu Ehren sogar eine Mittagsgesellschaft gab — die einfache Lebensgeschichte der Familie ihres Mannes erzählt hatte. Ihres Edward's Vater war ein sehr reicher Brauereibesitzer in Dublin gewesen — derselbe Scanlan und Co., der seinen Sohn für den geistlichen Stand erziehen ließ, und gerade im Begriff war, ihm eine Pfründe zu kaufen, als der Sturz bedeutender Handelshäuser auch das Geschäft des reichen Brauers mit in den Abgrund riß. Die Firma fallirte und der einst so reiche alte Mann starb ganz arm; seiner Frau blieb Nichts, als ihr eigenes, sehr bescheidenes Vermögen und der Sohn war nun gezwungen, sich selbst sein Fortkommen zu suchen. Obgleich er ein sehr beliebter Kanzelredner war, so hatte ihm dies noch keine feste Anstellung verschafft, und die allgemeine Bewunderung brachte ihm auch keinen Lebensunterhalt; seine hohen Bekanntschaften zogen sich zurück, ohne etwas zu seinen Gunsten gethan zu haben, und in Irland selbst bot sich keine Gelegenheit, ihm Amt und Brot

zu erwerben. Gerade in dieser Zeit traf er mit Herrn Oldham zusammen, sie wurden bekannt und Edward Scanlan nahm die gut besoldete Stelle eines Vicars im Lande der Angelsachsen an.

Das war die einfache Darlegung der Verhältnisse, in die sich nichts Geheimnißvolles verwebte. Auch in Betreff Frau Scanlan's blieb Nichts zu verbergen. Als ihr etwas eigenthümlicher Accent und einige kleinen, fremdartigen Gewohnheiten einmal eine harmlose Verwunderung hervorriefen, erklärte sie ganz ruhig, sie sei von französischer Abkunft, da ihre beiden Eltern einer alten Hugenotten-Familie angehört, welche zu der ancienne noblesse zählte. Diesen letzten Umstand erwähnte sie erst, als man in einem ihrer Taschentücher eine Grafenkrone bemerkte; hierauf theilte sie mit, ihr seliger Vater sei Lehrer in Dublin, sei der Vicomte de Bougainville gewesen.

Hier sei mein unschuldiges Geheimniß auf einmal enthüllt, das vielleicht dem Leser Sand in die Augen gestreut, und ich verspreche, dies soll nicht ferner geschehen. Es wird ohnedies allen nur leidlich scharfsichtigen Menschen längst klar sein, daß Lady de Bougainville und Frau Scanlan eine Person sind.

Fräulein Josephine de Bougainville war das einzige Kind ihrer Eltern, die sich erst spät im Leben gefunden und geheirathet hatten. Beide waren arme Emigrirte und gehörten derselben alten Adelsfamilie an, die bei der ersten Revolution aus Frankreich vertrieben worden war. Ihre Mutter war schon todt, als Josephine in dem sehr frühen Alter von sechszehn Jahren an Edward

Scanlan verheirathet wurde. Ich glaube, trotz mancher dagegen sprechender Annahmen, daß sie ihn und er sie aus Liebe heirathete. Wenn man ihre große Jugend und ihre französische Erziehung erwägt, möchte man vielleicht annehmen können, es sei nicht die rechte Art der Liebe gewesen, nicht die Liebe, mit der wir unsere englischen Töchter den Gatten wählen sehen, ganz unabhängig von dem Wunsche der Eltern und Freunde, nur der Stimme des eigenen reinen, treuen Herzens lauschend. Wenn Josephine auch damals dies alles überwältigende Gefühl nicht gekannt, so liebte sie doch Edward Scanlan, und der hübsche, fröhliche und feurige junge Mann war gerade ein Anbeter und Liebhaber, um ein sechszehnjähriges Mädchen anzuziehen. Ich glaube, er verliebte sich heftig und sterblich in sie, als er sie in der Kirche sah. Seine Eltern, welche ihm Nichts abzuschlagen vermochten, und hier überdies schlauer Weise einsahen, daß die Schönheit der jungen Dame und ihre vornehme Geburt ein gutes Gegengewicht zum Gelde der Familie Scanlan bildete, ja diesem mehr Werth verschaffen würde, zeigten sich der Heirath sehr geneigt. Sie warben beim Herrn de Bougainville um die Hand seiner Tochter, und der arme alte Vicomte, der in seinem Dachstübchen ein kümmerliches Leben fristete, war nur zu froh, sein Kind in einer gesicherten Lebensstellung, in ihrem schönen, eigenen Hause zu sehen. Als er dies Glück erreicht, starb er.

Vielleicht hatte er etwas Ueberredungskunst angewandt, möglich, daß das junge Mädchen geglaubt, es sei nach der Sitte ihres Landes recht, den zu heirathen,

den die Eltern erwählt, und daß Josephine sich so leichter, doch freudig bestimmen ließ, des Vaters Wunsch zu erfüllen; aber daß sie nicht gegen ihren Willen heirathete, davon bin ich überzeugt; schon aus dem einfachen Grunde, weil einer Natur wie der ihrigen eine Verbindung ohne Neigung oder aus anderen Motiven als Liebe geradezu unmöglich gewesen sein würde, selbst in dem Alter von sechszehn Jahren. Noch etwas Anderes spricht für meine Behauptung. Als wir einst in Bezug auf mich selbst diese wichtige Frage erörterten, sagte Lady de Bougainville mit großer Feierlichkeit, die einen nachhaltigen Eindruck auf mich machte, zu mir:

„Bedenke, Winifred, daß die Liebe allein nicht zur Ehe ausreicht; wenn sie aber fehlt, vermag sie nichts zu ersetzen, keine äußerlich brillante Lebensstellung, kein Band der Dankbarkeit oder der Pflicht. Sie alle werden zerrissen wie ein dünner Faden durch das immer dahin rollende Rad täglicher Mühsal und Sorge. Ich hatte keinen leichten Stand in meiner Ehe, doch würde er zehnmal schwerer gewesen sein, wenn ich meinen Mann nicht aus Liebe geheirathet."

Mir fällt plötzlich auf, daß ich, anstatt eine fortlaufende Geschichte zu erzählen, bald hier- und dorthin abspringe. Dennoch ist es nicht anders möglich. Manche Einzelheiten muß ich ahnen und errathen. Oft ist der Anfang und das Ende da, aber die Mitte fehlt und ich muß sie mir zudenken; doch will ich so wenig wie möglich hinzuthun. Zwei Leitfäden werden mich sicher durch das Labyrinth der Ereignisse führen, Leitfäden, welche in ununterbrochener Weise existiren.

Jeden Sonnabend Abend, wenn ihre Kinder zu Bett gebracht und alle Geschäfte des Tages und der Woche besorgt waren, schrieb Josephine einen kurzen Bericht in ihr Tagebuch. Während ihr Mann seine Predigt entwarf, was stets im letzten Augenblick und spät in der Nacht geschah, benutzte sie diese ungestörte Stunde, sie ihrem Tagebuche zu widmen. Es war ein kurzer Bericht von Ereignissen, nicht von Gefühlen, von Thatsachen, nicht von moralisirenden Betrachtungen. Da sie französisch schrieb, war es ganz sicher vor jedem Einblick, denn so erstaunlich es klingen mag, ihr Mann hatte sich nie die Mühe gegeben, diese Sprache zu lernen.

Eine Eigenthümlichkeit von Lady de Bougainville war mein zweiter Leitfaden — nämlich die, daß sie nicht das kleinste, unbedeutendste Briefchen verbrannte; sie hob jeden Zettel auf. Und wohlgeordnet, mit dem Namen des Absenders und dem Datum des Empfanges, lagen sie packetweise in ihrem Schranke. Wenn sie eine berühmte Frau gewesen, deren Lebensgeschichte ein Biograph zu schreiben gewünscht, würde er es nicht so schwer gehabt haben, die Daten zu ordnen und die Ereignisse zusammenzustellen — ohne aber vielleicht die zum Grunde liegende Wahrheit herauszufinden Wie lachte ich über diese Eigenthümlichkeit, wie oft erklärte ich, wenn ich eine Berühmtheit wäre, so würde es mir den größten Spaß machen, denen, die nach mir kämen, recht viel Mühe zu bereiten; ich würde Dichtung und Wahrheit so unter einander werfen und mein Tagebuch ohne jede nähere genaue Bezeichnung der Ereignisse, sowohl was Ort als Zeit anbetrifft, führen, so

daß mein Biograph in Anbetreff meiner in einem Zustande heilsamer Bestürzung bliebe.

Bei solchen übermüthigen Auslassungen lächelte Lady de Bougainville und sagte nur:

„Warum beschäftigen Sie Sich mit Unwahrscheinlichkeiten? Glauben Sie berühmt zu werden? Mir war Alles dies gleichgültig.“

Das mag so sein, wenn wir älter werden und uns dem Grabe zuneigen, da mag der geahnte Friede und die Herrlichkeit des kommenden Lebens das gegenwärtige verdunkeln; wir mögen gleichgültig werden gegen das, was wir erfahren, und gegen das, was man nach unserem Tode von uns denken und sagen wird. Lady de Bougainville dachte so, und vielleicht würde ich, wenn ich kinderlos wäre, ihr Empfinden theilen.

Ihre beiden reizenden Kinder, Knabe und Mädchen, waren schon eine Quelle solcher Freude für sie, daß das Leben selbst in dem öden, stillen Ditschley der jungen Frau wie ein Paradies erschien. Es war die schönste Jahreszeit, in der sie gekommen, und selbst die Stadt wurde angestrahlt von der lieblichen Umgegend, die eine der fruchtbarsten des gesegneten Englands ist. Da gab es köstliche Wiesen mit wogendem Grase und weidenden Heerden und ganze Felder voll reizender, wilder Blumen. Als ihr kleiner Cäsar zum ersten Male mit einem dicken Strauße blauer Hyacinthen heimkam, die seinen runden Händchen fast entglitten, riß die Mutter ihn in ihre Arme und überschüttete ihn mit Küssen. Es war ihr, als sei ihre eigene Kindheit in der ihrer Kinder ihr zurückgekehrt.

Der so plötzlich eintretende Verlust des Vermögens, welcher so viele Veränderungen herbeigeführt, hatte Josephinen ein Glück gebracht, das sie hoch schätzte.

Bis jetzt hatte das junge Ehepaar keine eigene Häuslichkeit besessen. Die Eltern hatten vielleicht nicht unrecht gedacht, daß, da die Frau so sehr jung und der Mann so sorglos und unerfahren war, es besser sei, die Kinder ihre eigene Heimath in dem großen Hause theilen zu lassen, und diese Einrichtung dauerte fort, bis der Sturz hereinbrach.

Das Leben mit den Schwiegereltern konnte unmöglich ganz nach Josephinens Geschmack sein; obgleich Beide sich freundlich gegen sie benahmen und gute, brave Leute waren, so besaßen sie doch wenig Bildung und hatten sich aus dem Nichts emporgeschwungen.

Wenn sie von ihnen sprach, geschah es mit Achtung und Liebe. Aber für die Tochter des armen Emigrirten, die in all den Traditionen vom „blauen Blute" erzogen war, die man gelehrt, als Richtschnur moralischer Vortrefflichkeit jene Ritterlichkeit zu halten, welche die Ehre als höchstes Gut ansieht und sich außerdem im socialen Leben mit jener natürlichen Einfachheit zu benehmen, welche die vollendetste feine Bildung bezeichnet — für eine so vornehme, junge Dame mußte doch etwas Verletzendes in der prunkenden Schaustellung des Reichthums der neuen Emporkömmlinge liegen, die, weil sie für Geld Alles erlangen konnten, auch natürlicher Weise annahmen, Geld sei das Erste und Wichtigste in der Welt. Obgleich die Ketten der jungen Frau von Gold waren, Fesseln blieben sie doch, und trug sie die-

selben auch mit lächelnder Grazie — sie war ja noch ein Kind in Jahren und Charakter — ich glaube dennoch, sie fühlte zuweilen ihren Druck. Als diese Fesseln eines Tages gleich einem Spinngewebe zerrissen wurden, empfand Frau Scanlan das Mißgeschick nicht so hart, wie sie es eigentlich gesollt hätte; nein, sie verspürte sogar eine Erleichterung, welche ihre Stimmung hob und den Kummer über den Verlust des Reichthums dämpfte. Ihr war, als wenn sie aus der schwülen Atmosphäre eines heißen Treibhauses in die freie, frische Luft träte; wiewohl der Wechsel ein momentanes Frösteln hervorrief, so wirkte er doch gleich darauf wunderbar stärkend und kräftigend.

Der harte Schlag des Bankerottes hatte aus dem schüchternen, ruhigen Kinde ein thatkräftiges, muthiges Weib gemacht, das bereit war, Alles, was ihr nun oblag, freudig und ohne Klagen zu erfüllen und sich vor nichts zu bangen. Ruhig und gefaßt hatte sie mit ihrer Schwiegermutter in dem großen, brillanten Hause weitergelebt, bis es mit all seiner kostbaren Einrichtung verkauft wurde, ebenso ruhig war sie nach einem kleinen, dürftigeren Quartiere übergesiedelt und hatte dort die Geburt ihres zweiten Kindes erwartet, und dann war sie voll Unerschrockenheit mit den Kindern und ihrer Wärterin, ohne jeden weiteren Schutz von Dublin nach Ditschley gereist. Es war das erste Mal, daß sie allein durch die Welt gezogen, aber sie that es furchtlos und fühlte sich glücklich, wieder ihrem Manne vereint zu werden und nun eine eigene kleine Heimath zu besitzen.

Keiner der jungen Gatten empfand Anfangs das volle Gewicht ihrer veränderten Lebensstellung. Der

Zusammensturz ihres Vermögens und ihrer Habe war nicht ganz vollständig gewesen, man hatte doch noch aus den Trümmern manches sehr Brauchbare und Werthvolle für sie gerettet. Als das kleine malerische Haus, welches, da es zur Rectorei gehörte, auf Herrn Oldham's Kosten in Stand gesetzt wurde, fertig war, kam von Dublin zur See eine Kahnsladung voll Sachen und Möbel, die Ueberreste des einstigen Glanzes — und als das Häuschen nun eingerichtet war, sah es so behaglich und hübsch drinnen aus, daß jeder Besuchende seine Bewunderung darüber aussprach.

Als Frau Scanlan die Visiten ihrer Nachbarn erwiederte und, nachdem die Trauerzeit um ihre Schwiegereltern vorüber war, einige Einladungen annahm, erschien sie in Kleidern, die in Dublin als schon etwas unmodern gegolten haben würden, hier aber als die neueste Mode angestaunt wurden; nicht nur die Schönheit der Stoffe, der vortreffliche Schnitt, nein, die ganze Zusammenstellung und die graziöse Art, die Sachen zu tragen, erregten Neid und Bewunderung zugleich und einige älteren Damen flüsterten Herrn Scanlan vertraulich zu:

„Die vollendete Toilette seiner Frau bekunde deutlich die Französin."

Natürlich war der junge Vicar sehr entzückt von solchen Lobsprüchen, und er selbst bewunderte seine Frau mehr als je, da sie so allgemeine Anerkennung fand. Auch er war froh und wohlgemuth trotz des Verlustes seines großen Vermögens. Noch hatte er die Tragweite von jenem nicht eingesehen, seine persönlichen Be-

quemlichkeiten waren noch nicht viel dadurch beschränkt worden. Als er zuerst in dem möblirten Quartiere wohnte, stand ihm jedes gute Haus der Nachbarschaft offen und Jeder zeigte sich bemüht, ihm Gastfreundschaft zu erweisen, so daß er sein Alleinstehen nicht sehr fühlte. Jetzt in dem eigenen Heim, und gerade zur Sommerzeit war: „Liebe in einer Hütte", die aber mit Rosen und Jasmin umzogen war, und in der jeder Kommende den Geschmack und die Geschicklichkeit der schönen, jungen Wirthin rühmte, Mancher dieses kleine ländliche Paradies beneidete, ganz reizend.

Es war dem Vicar zuweilen gar nicht, als sei er wirklich ein armer, vermögensloser Mann, nicht mehr der Edward Scanlan von früher, dem das Leben von seiner Wiege an nur zugelächelt; denn da seine Eltern spät heiratheten, war die Zeit ihres Ringens und Arbeitens bei seiner Geburt schon vorüber. Er kleidete sich noch in seiner gewohnten eleganten Weise, ein Wenig zu stutzerhaft vielleicht, doch aber mit gutem Geschmack; er hatte immer Geld in seiner Börse zum Ausgeben und Verschenken, was er Beides gleich gern that. Edward Scanlan besaß von Natur aus nicht den leisesten Begriff von dem Werthe des Geldes, kannte kaum einen Unterschied zwischen Thalern und Groschen. Diese Eigenthümlichkeit war bei dem reichen jungen Mann weniger von Belang, und als sie dies jetzt wurde, war es schwer, sie zu besiegen.

Seine Mutter hatte noch beim Abschiede zu Josephine gesagt, und es waren fast ihre letzten Worte gewesen, da sie bald darauf starb:

„Nimm Dich meines armen Edward an, überlaß ihm nicht die Einnahmen und Ausgaben für die Häuslichkeit; sobald er Geld hat, brennt es ihm ein Loch in die Tasche, so war es von Kindheit an mit ihm."

Josephine hatte über die seltsamen Worte belustigt gelacht, nicht wissend, welche tiefe Bedeutung in ihnen lag. Später verstand sie dieselbe nur zu gut.

Doch nicht damals, nicht im Geringsten in dem ersten glücklichen, sonnigen Sommer, der ihr Ditschley so angenehm und lieb machte, daß der Zauber dieser Erinnerung durch manchen trüben Sommer und grauen Winter sie erfrischte. Ihren Gatten hatte sie besonders in der ersten Zeit ganz für sich selbst, er widmete ihr jede Mußestunde und war so zärtlich und gütig gegen sie, wie sie es nur wünschen konnte. Sie unternahmen weite Wanderungen in die anmuthige Gegend, machten Besuche hier und dort, um die Gesellschaft Ditschley's kennen zu lernen, wobei es ihnen nicht an Stoff zu manchem harmlosen Kritisiren fehlte; überall wurden sie freundlich empfangen, ja, man erwies ihnen so viel Aufmerksamkeit wie einem erst eben verheiratheten jungen Paare, und selbst ihnen schien es, als seien ihre Flitterwochen noch einmal gekommen, nur noch viel hübscher und behaglicher, als die ersten es gewesen. Es war wirklich eine glückliche Zeit für den Vicar und sein junges Weib.

Die Kinder befanden sich wie in einem irdischen Paradiese. Das Haus lag auf einem erhöhten Anger, umgeben von hohen Ginsterbüschen, wie ein Nestchen im Grünen, und die Luft und der Wind, die darüber

strichen, waren so rein und frisch, daß die beiden kleinen zarten Gesichtchen bald braun und roth vor Gesundheit wurden — besonders Cäsars. Die kleine Adrienne war immer ein schwächliches Kind, doch Cäsar wurde täglich mehr ein tüchtiger Knabe, groß, kräftig und kühn, und Bridget zeigte ihn, wohin sie kamen, als einen der prächtigsten Burschen der ganzen Nachbarschaft.

So ging die Zeit dahin, sanft, auf Blumen wandelnd, trotzdem aber unerbittlich und unaufhaltsam weiter. Erst am Ende des Jahres, nach langen, düsteren Regentagen, die wie graue Schleier um das Häuschen hingen und selbst innen Alles dunkel erscheinen ließen, erst da erwachten die jungen Gatten zu dem Bewußtsein, daß sie wirklich „arme Leute" seien.

Zweites Kapitel.

Was versteht man eigentlich unter dem Ausdruck „arme Leute“?

Wenige Fragen werden schwerer zu beantworten sein. Das Wort „arm“ ist ein sehr relatives. Ich bedauere meine Nachbarin links und halte sie für eine arme Frau, weil sie in einem elenden Quartiere wohnt, neun Kinder und einen kranken Mann hat, wohingegen meine Nachbarin rechts, die Equipage besitzt, mich ohne Zweifel bemitleidet und arm nennt, weil ich stets zu Fuß gehen muß. Zuweilen, wenn wir uns auf den aufgeweichten Wegen im Regenwetter begegnen und ihr Wagen an mir vorübersaust, bemerke ich einen Blick des Bedauerns in ihren Augen, der mich eigentlich belustigt. Denn ich bin überzeugt, wenn sie in ihrem hübschen Wagen der jungen, schönen Gräfin in der reizenden Ponny-Equipage begegnet, so wird meine reiche Nachbarin jene beneiden, weil der Graf mindestens vier Häuser besitzt, während ihr Gatte nur eines sein nennt; und vielleicht betrachtet sich die junge Gräfin auch wieder arm im Hinblick auf Andere.

So ist arm wirklich nur ein vergleichendes Eigenschaftswort.

Wenn ich aber die Familie des Vicars arm nannte, so geschah es, weil ihre Einnahmen durchaus in keinem Verhältniß zu ihren unvermeidlichen und nothwendigen Ausgaben standen. Ihre Armuth war von der schlimmsten Art, die sich nämlich nicht als solche zeigen darf, die da glaubt, eine gewisse Stellung einnehmen zu müssen und deshalb fortwährend häusliche Bequemlichkeit dem äußerlichen Scheine opfern muß. Wie weit dies recht und nothwendig ist, bleibt eine unerledigte Frage — ich habe darüber meine eigene Ansicht. Das aber ist gewiß, ein Vicar, der genöthigt ist, als Gentleman zu erscheinen und sich in guter Gesellschaft bewegt — und der leider die Neigungen und Ansprüche eines solchen besitzt — befindet sich in einer viel traurigeren Lage als irgend ein Handwerker oder ein kleiner Kaufmann, welcher dasselbe jährliche Einkommen hat; vornehmlich wenn bei Beiden sich die Familie in gleicher Weise vergrößert, wobei doch die Kinder des Predigers wieder eine andere Erziehung verlangen, als die des Krämers oder Tischlers.

Als Edward Scanlan's Geld, welches er in der Bank von Ditschley niedergelegt und aus der er dann immer die erforderlichen Summen geholt, zu Ende des Jahres ausgegeben war, öffnete er seine Augen weit in ärgerlicher Ueberraschung. Er hatte diese Geldquelle unerschöpflich geglaubt und nun war sie versiegt. Sein erster Gedanke war, seine Frau müsse zu viel verbraucht haben. Das konnte nicht ganz unmöglich sein, wenn man bedenkt, daß sie noch eine Novize im Haushalten war, und überdies nicht wußte, welche Summe ihr zur

Bayerische Staatsbibliothek München

Bestreitung der Ausgaben gestattet war. Ihr Gatte, der stolz auf seine neue Würde als Familienhaupt und Hausherr war, hatte ihr zur Pflicht gemacht, ihm ruhig Alles zu überlassen und nur von ihm das erforderliche Geld zu verlangen: ein Mann müsse stets seine Angelegenheiten selbst ordnen und besorgen. Josephine hatte das als pflichttreue Frau geglaubt und ihm gehorcht, und dabei leise gelächelt, als sie an die Ermahnung ihrer Schwiegermutter und an deren Besorgnisse dachte, und wieder war ihr die schöne beglückende Ueberzeugung gekommen, daß doch selbst die Eltern ihr eigenes Kind nicht so gut kennen lernen, wie die Frau den Gatten. Natürlich that sie nicht eine Frage, wie es mit ihrem kleinen Kapitale stände, nicht eher, als bis es verausgabt war. Diese Kunde traf sie an einem trüben, grauen Novembertage; sie vergaß nie, welch eine Art von Tag es gewesen, noch alle die Details des Vorganges, denn es war ja der erste dunkle Schatten, der auf das sonnige Glück ihrer Ehe fiel, der erste Einblick in das kalte, sorgenvolle Land, das sie nun betrat, das Land, in welchem die süßen, goldenen Träume der Mädchenzeit, die Ideale der Phantasie erblassen und sterben und die Freuden, wenn es deren überhaupt noch giebt, aus einer ganz anderen Quelle kommen und in anderer Weise als bisher genossen werden müssen.

Der Vicar war am Morgen nach Ditschley gegangen und die junge Frau war sehr geschäftig in der Häuslichkeit gewesen mit Anordnungen und Veränderungen für ein später eintretendes Ereigniß, welches die Arbeit und Ausgabe in der Wirthschaft vermehren würde.

Sie hatte mit ihrer Dienerin eine lange Berathung gehalten, wie für sie Beide eine kleine Unterstützung und Erleichterung herbeizuführen sei.

So fleißig und unermüdlich Bridget vom Morgen bis zur Nacht arbeitete — und man weiß ja, was eine tüchtige, treue Irländerin schaffen kann — so war es jetzt im Winter viel schwerer fertig zu werden und Alles sauber zu haben, als im Sommer. Man vermag ein kleines, leichtgebautes Landhäuschen nicht so warm zu erhalten, wie ein großes Haus mit soliden Mauern, auch nicht so ordentlich, besonders wenn zwei kleine Bewohner es theilen, die gerade in dem Alter stehen, da reiche Leute ihre Kinderstube recht weit ab verlegen, damit die kleinen Störenfriede „nicht im Wege sind"! Das Haus war groß genug, als Cäsar und Adrienne sich den ganzen Tag im Freien aufhielten, im Garten und auf der Wiese spielten, aber es wurde beschränkt, als die beiden Kleinen vom Morgen bis zum Abend darin eingesperrt waren. Ihre nicht immer melodischen Stimmen erschallten zuweilen darin in einer Weise, die selbst ihre Mutter etwas laut und störend fand — während der Vater es als geradezu unerträglich erklärte. Ja, zu der Einsicht war Josephine schon gekommen, die leider jeder jungen Gattin mit Schmerzen aufgeht, daß, jemehr die kleinen Kinder dem Vater aus dem Wege geschafft werden, desto besser es für alle Parteien sei.

Edward war noch zu gern in der Gesellschaft seines jungen, schönen Weibes, als daß er nicht ab und zu gemurrt hätte, daß sie ihm ihre Gegenwart so oft um der „kleinen Bälge" willen entzog. Ihm widerstrebte

der Gedanke, sie als eine solche echte „Familienmutter" zu sehen, wie er es nannte, die nur in den Kindern und in dem Haushalte lebte. Warum dies nicht den Dienern überlassen? Er sagte immer noch „Dienern" und wußte doch, daß nur Bridget da war.

Um ihm zu Willen zu sein — es war so hübsch, ihm immer zu gefallen — überließ Josephine manche ihrer Obliegenheiten dem Mädchen, oder sie war in seiner Abwesenheit doppelt thätig, nur um dann Abends bei ihm zu bleiben und ihm zuzuhören, wie er erzählte oder ihr vorlas; mit einem Ohre lauschte sie, während das andere für jeden Laut in der Küche aufmerksam war, wo Bridget, eine irische Melodie summend und Baby auf dem Arm tragend, mit der andern Hand, so gut es ging, ihre Arbeit that.

Arme Bridget! Trotz ihres besten Willens konnte unter solchen Umständen der Haushalt weder so gut noch so schnell wie sonst besorgt werden, und auch die Kinder wurden nicht so wohl behütet, wie ihre ängstliche, zärtliche Mutter es wünschte. Da man ein drittes Kind erwartete, so war eine Hülfe in der Häuslichkeit durchaus nöthig, und zur Berathung über diesen Gegenstand hatten Herrin und Dienerin ihre weisen Köpfe zusammengesteckt, sehr verschiedene Köpfe, obgleich beide Frauen in demselben jugendlichen Alter standen.

Ich muß hier Bridget Halloran's Beschreibung geben — sie war eine große Freundin von mir.

Selten habe ich eine häßlichere Frau gesehen, und selbst in ihrer Jugend kann sie nicht hübscher gewesen sein, im Gegentheil, denn damals waren die Pocken=

narben, welche jetzt durch die Jahre etwas verwischt, noch ganz frisch und trugen viel dazu bei, ihr Gesicht zu entstellen. Der irische Typus in seiner wahren Häßlichkeit war bei ihr ausgeprägt; ihr Gesicht war breit, rund und dick wie ein Apfelpudding und der Teint hatte auch viel Aehnlichkeit mit der Farbe jenes Gebäckes; eine winzige aufgestülpte Nase, ein breiter Mund und zwei kleine, funkelnde Augen, schwarzen Perlen gleich, vervollständigten das Antlitz. Ihre Gestalt war klein, untersetzt und kräftig, recht geeignet, um Arbeit und Entbehrungen auszuhalten — aber von Grazie lag nicht eine Spur darin. Ihre einzige Schönheit — meist den Irländerinnen eigen — eine reiche Fülle blauschwarzen Haares, trug sie unter einer Mütze verborgen, so daß Niemand es sah.

Die Natur, welche dieses Mädchen im Aeußeren so stiefmütterlich bedacht, hatte ihr dafür eine reiche, treue und muthige Seele gegeben. In ihr war die Natur des irischen Bauers, der nicht nur Herz, sondern auch Verstand hat, und beinahe ebensowohl zu allem Guten wie zu allem Bösen gebraucht werden kann, in ihrer besten Weise ausgeprägt. Bridget hatte manche Anlagen zu dem Letzteren, aber sie blieben unentwickelt, während das Gute in ihr sich von Monat zu Monat, von Tag zu Tag reicher und schöner entfaltete, seit sie bei Cäsars Geburt als Kindermädchen in den Dienst der jungen Frau Scanlan getreten war.

An ihre Herrin schloß sie sich mit jener anbetenden, leidenschaftlichen Bewunderung an, welche die Häßlichkeit zuweilen für die Schönheit und die Rohheit für Grazie

und Bildung faßt. Da Beide viel beisammen waren, wie dies zwischen einer jungen Mutter und der Wärterin ihres Kindes nur natürlich ist oder sein sollte, so ging diese Bewunderung bald in eine so treue, unerschütterliche Ergebung und Anhänglichkeit über, wie sie nur in der Menschennatur zu finden ist. Bridget würde zu Gunsten ihrer Herrin ruhig in den Tod gegangen sein; noch mehr, da manche Menschen Sterben nicht als etwas so Gewaltiges betrachten, so würde sie, ihr zu dienen, jedes Verbrechen verübt haben, welches den Tod zur Folge gehabt. Bridget's einziger Maßstab der Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht lag im Ausspruch ihrer Herrin; wie diese es ansah, so war es.

Ich habe wohl genug gesagt, um einen richtigen Begriff von diesem Mädchen zu geben, und durch ihre Eigenthümlichkeiten kam es auch, daß Herrin und Dienerin einander näher standen, als dies sonst der Fall ist. Aber auch in einer Art Charakterähnlichkeit zwischen Franzosen und Irländern mag es liegen, daß das Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstleuten bei ihnen ein etwas anderes ist, als das in England. Die ungeheure Kluft zwischen Josephine Scanlan, geborener Vicomtesse de Bougainville, und Bridget Halloran, einem Findelkinde, wurde leichter übersprungen, als manche geringere Entfernung zwischen anderen Menschen; besonders kamen Beide sich näher in dem zarten, festen, fast unsichtbaren und doch nicht zu zerstörenden Bande einer gleichen Natur — der durchweg rechten Frauennatur. Fast ohne ein Wort der Erklärung verstanden Herrin und Dienerin einander, weil ihr Fühlen

und Denken, wie verschieden auch sonst, in dem einen Punkte echtester Weiblichkeit zusammentraf.

Sie hatten an diesem Tage eifrig die vielen und für sie wichtigen Veränderungen und Einrichtungen überlegt und besprochen, welche die Ankunft des dritten Kindes erfordern würde, das Josephine mit dem Kommen der Märzveilchen erwartete. Beide waren darin einig gewesen, daß ein kleines zwölfjähriges Kindermädchen genommen werden müsse, um Cäsar und Adrienne zu beaufsichtigen, und sie hatten schon eines der besonders verständigen Kinder der Dorfschule bestimmt, welches diesem Amte gewachsen war. Als Bridget dann bemerkte, wie ihre Herrin von den Geschäften des Morgens angegriffen war, nahm sie die Kinder mit sich in die Küche und ließ deren Mutter sich behaglich auf dem Sopha niederlegen, das dem Fenster so nahe stand, daß sie den Weg, welcher von Ditschley über den Anger führte, sehen und ihres Mannes Rückkehr bemerken konnte.

Josephine war erschöpft, sie fühlte jetzt öfter jenes Angegriffensein, das einer Frau in diesem Zustande meist eigen; aber sie war weder betrübt noch zaghaft. Es lag nicht in ihrer Natur, Beides zu sein. Gott hatte ihr nicht nur Kraft und Stärke, auch eine große Elasticität des Geistes gegeben; sie war als Josephine de Bougainville ein sehr leichtherziges, frisches Mädchen gewesen, und auch als Frau Scanlan fühlte sie sich so. Der letzte Sommer war ein so schöner, die glücklichste Zeit, die sie in ihrer Ehe verlebt; ihr Edward war so viel wie niemals früher bei ihr geblieben, und sie hatte

das Vergnügen, die unumschränkte Herrin im eigenen Hause zu sein, mit vollem Behagen genossen. Ich glaube, wenn man ihr die Wahl gelassen, würde sie ihr kleines Häuschen nicht mit der früheren brillanten Heimath in Dublin vertauscht haben.

Und ebenso wenig hätte sie ihren lieben Edward, den armen Vicar von Ditschley, wieder in den einstigen reichen jungen Mann umwandeln mögen. Er gefiel ihr gerade gut, wie er war; es machte ihr Freude, ihm statt eines Dieners kleine Handreichungen zu erweisen, und es war viel hübscher, an seinem Arme durch Feld und Wald zu streifen, als wie ehemals steif, in stattlicher Equipage an seiner Seite zu sitzen. Aber über Allem standen noch die ruhigen Abende, die mit dem Winter, der weniger Mittagsgesellschaften brachte, gekommen. Da saßen die jungen Eltern, wenn die Kinder zu Bett gegangen, beim traulichen Kaminfeuer wie ein echtes, rechtes Liebespaar, das in seinem reichen Glück, seiner innigen Zärtlichkeit nicht viel nach der Welt draußen fragt.

„Ich glaube doch, ich bin dazu gemacht, die Frau eines armen Mannes zu sein“, sagte Josephine zuweilen zu sich selbst, und dann dachte sie recht ernstlich darüber nach, wie sie am Besten alle Pflichten und Obliegenheiten dieser Stellung erfülle, damit ihr Edward den verlorenen Wohlstand nicht vermisse und nur finde, daß er, gleich ihr, viel Besseres dafür eingetauscht.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, von inniger Zärtlichkeit für ihren Mann erfüllt, sah sie ihn über den Anger zur Gartenpforte kommen, und ihr Herz schlug

schneller — armes thörichtes Wesen — wie noch immer beim Nahen ihres jungen Gatten, der Liebe ihrer kurzen Mädchenzeit. Sie erhob sich, ihm mit fröhlichem Antlitz und offenen Armen entgegenzutreten.

Aber die seinigen öffneten sich nicht und sein Gesicht war düster, verdunkelt durch einen Ausdruck, der dem gutmüthigen, leichtherzigen Edward Scanlan selten eigen.

„Was ist Dir, Edward? Bist Du krank? Ist irgend etwas geschehen?"

„Geschehen! Ja, in der That, ich denke, es ist etwas geschehen. Willst Du behaupten, Du habest nichts davon gewußt, es nicht geahnt? Blick' her!"

Er reichte ihr ein kleines, ganz unschuldig aussehendes und doch so gewichtiges Buch, in welchem die Bank die Einlagen und Auszahlungen des bei ihr deponirten Geldes verzeichnet hatte. Dann warf er sich in übelster Laune auf das Sopha.

„Was für ein Buch ist das?" fragte sie, es neugierig öffnend, denn sie hatte es nie früher gesehen, es war von ihm in seinem verschlossenen Schrank aufbewahrt worden, da es zu den Geschäftsangelegenheiten gehörte, von denen nach seiner Meinung eine Frau nichts verstand.

„Unsinn, Josephine. Du mußtest es doch wissen?"

„Was soll ich wissen?"

„Daß Du so viel Geld ausgegeben, daß ich fast ruinirt bin. Unser Conto ist schon überschritten."

„Unser Conto überschritten? Was heißt das?" fragte

sie, nachdem sie der ersten Hälfte seiner Worte nur durch ein leises Lächeln begegnet. Sie hätte nicht nun bald fünf Jahre verheirathet sein müssen, wenn sie nicht schon eine Eigenthümlichkeit ihres Edward kennen gelernt, daß er nämlich zuweilen geringe Thatsachen, Kleinigkeiten in einer Weise übertrieb, daß kaum die Hälfte seiner Worte Wahrheit blieb; besonders geschah dies, wenn er ärgerlich war.

„Es bedeutet, meine Liebe, daß wir nicht nur keinen Heller mehr in der Bank haben, sondern ihr sogar zwei Pfund und sieben — nein fünf — ach was weiß ich wieviel, solche dumme Schillinge kann ich nie behalten — schulden.“

„Weshalb sagten sie Dir das nicht früher?“

„Sie dachten natürlich, es sei von keinem Belang; ein Gentleman wie ich würde stets ein Conto in der Bank haben und mehr Geld hineinthun. Das aber kann ich nicht. Ich besitze nicht einen Heller mehr in der Welt außer meinem dürftigen Gehalte. Und Du allein trägst die Schuld, Josephine, es ist Alles Dein Fehler.“

Frau Scanlan war erstarrt. Nicht, daß es das erste Mal gewesen, daß ihr Mann im Aerger zu ihr gesprochen, nein, ein solcher Zustand idyllischer Uebereinstimmung ist in einer Ehe dieser Welt nicht möglich, nicht in dem alltäglichen Leben, in dem zuviel der Störungen vorkommen, um die Gemüther immer in friedlicher Eintracht zu erhalten; aber nie früher hatte er sie mit solcher schneidenden Ungerechtigkeit behandelt. Josephine fühlte diese tief, dann aber dachte sie nach,

herauszufinden, ob sie nicht denn doch am Ende mehr zu tadeln sei als er. Sie liebte ihn ja, und für eine innige, verklärende Liebe, deren Ideal noch nicht von seinem Thron herabgestürzt, ist es leichter, sich selbst als den Geliebten anzuklagen.

„Ich mag nicht ohne Schuld sein, mein Freund," sie nannte ihn oft voll Zärtlichkeit „mein Freund" in der Erinnerung, wie ihre Mutter den Vater immer „mon ami" angeredet, und in der Ueberzeugung, daß der Gatte neben allem Anderen stets der beste, treueste und liebste Freund seines Weibes sein müsse. „Wenn ich aber gefehlt, Edward, so geschah es ohne Absicht, weil ich unsere pecuniäre Lage nicht kannte, sie nicht verstand. Bitte, setze Dich zu mir und erkläre mir Alles!"

Sie sprach freundlich, fast heiter, weil sie durchaus noch keinen Begriff von dem Stande der Dinge hatte. Als ihr eine Ahnung desselben aufging — denn obwohl sie jung und unerfahren war, besaß sie gesunden Menschenverstand und einen klaren Blick für Geschäftsangelegenheiten — wurde sie sehr ernst.

„Ich glaube Dich jetzt zu verstehen. Du legtest all Dein Geld in die Bank und ließest Dir davon auszahlen, sobald ich Dich um etwas bat oder Du selbst dessen benöthigt warst, doch ohne nachzusehen, wie Dein Conto — ich denke, man nennt es die Balance — stand. Als Du heute dorthin kamst, erfuhrst Du, daß Du Alles herausgezogen. Ist es so?"

„Ganz so. Was für ein kleines scharfsichtiges Frauchen Du bist; wie schnell Du mich verstanden," sagte

er etwas freundlicher, da sein Unmuth durch den ersten heftigen Ausbruch sich schon etwas abgekühlt und er froh war, daß sie ihm so schnell vergab und das Ganze so ruhig aufnahm.

„Ja, ich habe es nun Alles begriffen“, sagte sie nachdenklich und wurde immer blasser. „Ich sehe ein, daß ich das Geld, welches ich brauche, nicht von Dir erhalten kann, und daß wir, erst wenn Du von Herrn Oldham Dein halbjährliches Gehalt beziehst, an irgend eine Ausgabe denken können.“

„Ganz richtig, doch ängstige Dich nicht, mein Liebling. Es thut nichts. Wir können auf Credit leben, mein Vater hat es auch eine lange Zeit nicht anders gethan“.

Josephine schwieg — aus reiner Unwissenheit. Ihre Uebersetzung des Wortes „Credit“ war: Tugend — allgemeine Achtung, und so sehr sie sich freute, daß ihr Mann in Ditschley so hoch geschätzt wurde, begriff sie trotzdem nicht, wie sein guter Name dazu hinreichen sollte, des Schlächters, des Bäckers und andere Rechnungen zu bezahlen, welche gerade zur Weihnachtszeit größer als sonst sein würden. Und nun gar jene andere Ausgabe — ein heißes Wehgefühl erfüllte das Herz der jungen Mutter bei dem Gedanken, daß solch ein neuer Gottessegen wohl gar als eine Bürde betrachtet werden könnte.

„Edward!“ sagte sie flehend, mit ihren Thränen kämpfend, als erfasse sie plötzlich das Gefühl ihrer eigenen Schwäche und sie müsse sich zu ihm, ihrem Gatten, hülfesuchend wenden. „Edward, wenn Herr Oldham erst

im Mai Dein Gehalt auszahlt, was soll ich beginnen — im März?"

„Mein Himmel, das hatte ich ganz vergessen!" rief der junge Mann ärgerlich. „Daran solltest Du selbst gedacht haben, Du hättest wirklich etwas mehr an Alles denken können. Im März, wie höchst fatal! Nun, es kann nicht geändert werden. Du mußt Dich einrichten, so gut es geht."

„Einrichten, so gut es geht", wiederholte Josephine langsam und sah ihn mit ihren großen dunklen Augen voll Thränen an. Vielleicht bemerkte sie etwas in seinem Gesicht, das ihr früher nie aufgefallen, einen Zug, der Schwäche und Leichtfertigkeit andeutete. Sie hatte das Antlitz geliebt, ohne in seinen tieferen Linien zu lesen, jedenfalls ohne es zu kritisiren; jetzt, in der schweren Stunde der Angst und Sorge, überraschte und schmerzte es sie, den Ausdruck nicht darin zu finden, der sie ermuthigt haben würde. „Er versteht nicht, was ich meine", sagte sie zu sich selbst und schwieg.

„Es trifft sich diesmal höchst unglücklich", fuhr der Vicar fort. „Dennoch hoffe ich, Du wirst Dir zu helfen wissen; manche anderen Frauen, die von Tagelöhnern, müssen ohne halb die Bequemlichkeiten, die Du noch hast, diese Zeit bestehen. Ja, ein Tagelöhner ist besser daran als ein armer Vicar. Die Idee mit dem kleinen Kindermädchen, von dem Du heute Morgen sprachst, mußt Du natürlich aufgeben; eine solche Vergrößerung des Hausstandes wäre unmöglich. Sie würde mehr als Zwei von uns essen, und wir werden genug Münder satt zu machen haben — fast zu viele."

„Zu viele?"

Es war nur ein zufälliges, unüberlegtes Wort, doch es hatte sie wie ein Dolch ins Herz getroffen; es war die erste Wunde, welche ihr Mann ihr beigebracht. Josephine war von Natur mit sehr warmem und feinem Empfinden ausgestattet und sehr leicht verletzt, nicht in ihrem Stolz oder ihrer Selbstschätzung, doch in ihrer Liebe und dem starken Gefühl für Recht und Gerechtigkeit. Ohne eine Silbe zu erwiedern, wandte sie sich zum Fenster und blickte nach der Gegend hin, wo der Kirchthurm von Ditschley durch die leichten Regennebel sichtbar war. Unwillkürlich dachte sie an den Kirchhof daneben, auf dem sich vielleicht bald eine Gruft öffnen könnte, ein Grab, um Mutter und Kind zu empfangen, wodurch der kleine Haushalt vor den „zu Vielen" gerettet würde.

Der Gedanke war so furchtbar und so unerlaubt, daß sie sich schaudernd und beschämt davon losmachte und zu ihrem Manne wandte, sich bemühend in einem heiterern Tone von anderen Dingen zu sprechen.

„Was soll mit den zwei Pfund und sieben Schillingen werden, die Du der Bank schuldest? Wir müssen sie doch gleich bezahlen."

„O nein, sie werden mir trauen; sie kennen mich als einen Gentleman."

„Aber ein Gentleman darf keine Schulden haben. Mein Vater dachte wenigstens so. Wie viel wir auch entbehren mußten, die Miethe für den Hauswirth und das Geld zur Bezahlung der nothwendigen kleinen Aus-

gaben lag immer bereit. Mein Vater pflegte zu sagen: „Noblesse oblige".

„Dein Vater" — begann Edward Scanlan in einem etwas spöttischen Tone, doch brach er gleich ab. Denn ihm gegenüber, ihn mit festem Blick anschauend, stand die Tochter des armen Vicomte — das schöne Mädchen, das er geheirathet, die Gattin, die ihm verbunden war als Lebensgefährtin in Freud und Leid, für gute und böse Tage. — Vielleicht that sie es unwillkürlich und unbewußt, aber sie hatte sich höher und stolzer aufgerichtet und all das edle Blut der de Bougainville färbte ihre blassen Wangen, flammte aus ihren Augen.

„Ich würde nicht die Bank bitten, mir etwas zu borgen, Edward, es ist auch nicht nöthig. Ich berichtigte gestern alle meine Monatsrechnungen und es sind noch drei Goldstücke in meiner Börse. Nimm sie und bezahle. Willst Du — und gleich?"

„Es ist ja nicht gleich nöthig. Welche schreckliche Eile Du hast. Wie Du einen Menschen quälen kannst! Doch gieb mir das Geld!"

Als er ihr die Börse halb scherzend, halb im Ernst aus der Hand nahm und forteilen wollte, hielt sie ihn zurück:

„Edward, küsse mich! Geh' nicht im Aerger von mir! Wir werden uns doch niemals ernstlich entzweien?"

„Natürlich nicht. Nur mußt Du mir versprechen, in Zukunft etwas sparsamer zu sein."

Sie versprach es, fast mit einem Gefühle der Zerknirschung, obgleich sie kaum wußte, was sie bereuen sollte. Als ihr Mann in sein Schlafzimmer gegan-

gen war und sie wieder auf ihrem Sopha lag und ruhig über die Sache nachdachte, zeigte ihr Gerechtigkeitssinn ihr das Ganze klarer und richtiger — ach, nur zu klar.

Josephine sah ein, sie hatte gefehlt, doch durchaus nicht in der Art, wie es Edward meinte. Sie hatte ihm zu blindlings vertraut. Wie konnte sie, eine Hausfrau und Familienmutter, so unbedacht sein, Alles so auf Glauben hinzunehmen, den ganzen Sommer fröhlich zu leben und die Haushaltung und sich selbst nebst den Kindern mit dem zu versorgen, was sie Alle bedurften, ohne zu fragen, woher das Geld käme, ob es auch lange ausreichen würde, und ob sie berechtigt sei, es so auszugeben.

„Edward hat nicht Alles bedacht, nicht gerechnet — er konnte es ja nie. Seine Mutter hatte Recht, es wäre meine Pflicht gewesen, und ich habe sie nicht erfüllt. Aber ich war so unerfahren, und so glücklich, so glücklich!"

Ihr Herz schien sich zusammenzuziehen vor einer wunderbaren fremdartigen Furcht — einer Vorahnung, daß sie fortan nicht zu oft mehr ihr großes Glück als eine Entschuldigung würde hinstellen können. Mit Mühe nahm sie sich vor ihrem Manne zusammen; sobald er sie aber verließ, was er sehr sorglos that, da er überzeugt war, es sei „Alles wieder gut" — brach sie in einen solchen Thränenstrom aus, daß Bridget sie in der Küche schluchzen hörte und hereinstürzte.

Als aber diese in ihrer hingebenden Liebe die Herrin beschwor, ihr zu sagen, was ihr fehle, und ob sie den

Vicar holen solle, verneinte Frau Scanlan dies in einer so entschiedenen Weise, die Bridget ebenso überraschte, wie die heißen Thränen.

Bridget stand mit dem Herrn des Hauses nicht so gut als mit ihrer Gebieterin. Herr Scanlan konnte häßliche Menschen nicht leiden und nebenbei nahm er den Dienstleuten gegenüber ein etwas hochfahrendes, herrisches Wesen an, welches manche Leute für nothwendig halten, um den großen Unterschied zwischen jenen und ihren Herrn hervorzuheben, man möchte ihn sonst vielleicht schwer entdecken.

Als Bridget den Vicar mit schnellen Schritten das Haus verlassen und nach Ditschley wandern sah — ohne daß er sich einmal umblickte, obgleich er und er allein die Ursache gewesen sein mußte, seine Frau in diese Aufregung zu versetzen, indem er entweder in unüberlegter Weise etwas hingesprochen oder ihr eine Nachricht mitgetheilt hatte, die er besser ganz für sich behalten — da war die treue Dienerin sehr zornig auf ihn.

Dennoch war sie klug genug zu schweigen und alle ihre Kräfte anzuwenden, ihrer Herrin zu helfen und sie zu beruhigen; das Letztere wurde endlich durch einen häuslichen Unfall herbeigeführt. Als Bridget das Schluchzen hörte, war sie gerade dabei gewesen, Toast zu rösten und in der Eile hatte sie die heiße Gabel achtlos hingeworfen, an der sich nun Cäsar und Adrienne, die damit spielen wollten, die Finger verbrannt und laut schreiend zum Sopha ihrer Mama hinkamen. Dies brachte Frau Scanlan augenblicklich zu sich selbst. Sie setzte sich auf und nahm die Kinder in ihre Arme, herzte

und beschwichtigte sie, wie dies nur Mütter vermögen, wodurch auch sie selbst sich bald getröstet fühlte. Dann sah sie zu Bridget auf, die schweigend und ernst bei ihr stand — des armen Mädchens Gesicht hatte, wenn sie schwieg, meist einen grimmigen Ausdruck — und sagte halb entschuldigend:

„Ich weiß nicht, wovon ich plötzlich so krank wurde, Bridget. Ich habe ja den ganzen Tag nichts gethan."

„Gethan! Nein, Madame, das kam nicht vom Thun, sondern vom Sprechen oder besser vom Anhören", erwiderte Bridget mit so großem Nachdruck, daß das Blut der jungen Frau ins Antlitz stieg. „Der Herr ist nach Ditschley gegangen und er wird wohl nicht so bald wiederkommen", fügte sie triumphirend hinzu, als ob des Hausherrn Abwesenheit bei dieser Krisis, wenn auch ihm selbst nicht zum Ruhm gereichend, für alle Anderen in der Familie eine Wohlthat sei.

„Ich weiß, er ist in Geschäftsangelegenheiten dort."

Bei diesen Worten erinnerte sich Josephine des Zweckes, der ihn dahingeführt, und die Bitterkeit des Schmerzes ergriff sie wieder so, daß sie todesblaß wurde und Bridget von Neuem erschreckte.

„O, Madame, was ist geschehen?" rief diese in Verzweiflung. „Was macht Sie so krank?"

Ich will hier sagen, daß es mir besser schien, Bridget's irischen Dialect nicht wiederzugeben. Als ich sie kennen lernte, hatte sie ihn schon fast ganz verloren. Sie war so früh in den Dienst ihrer Herrin gekommen, hatte so lange in England gelebt, daß die Sprache wie die Eigenart ihres Charakters sich nach und nach ver=

loren und nur das warme Herz, der elastische Geist, der schlaue Witz und die unerschütterliche Treue geblieben waren, die ihrer Nation besonders angehören und die manche anderen schlechten Eigenschaften aufwiegen, welche uns leider zu dem bitteren, tadelnden Ausdruck geführt: „ganz irländisch".

„Mir ist nichts geschehen", erwiderte Frau Scanlan. „Ich scheine etwas angegriffen zu sein, das soll aber hoffentlich bald wieder besser werden. Mein Herzchen, meine liebe Adrienne, ist es nicht Zeit, zu Bette zu gehen? Weine nicht so, mein Segenskind, es thut Deiner Mutter weh."

Sie erhob sich und ging auf und ab, Adrienne in ihren Armen wiegend, indem sie sich bemühte, das Kind zu beruhigen und zum Schlafen zu bringen. Dabei sah sie selbst aber so elend und betrübt aus, man merkte, sie strengte sich an, stark zu erscheinen, daß Bridget endlich dazwischen trat.

„Sie dürfen das nicht thun, Madame, nein, Sie dürfen es nicht."

„Was meinst Du?" fragte die junge Frau, sich schnell umwendend, „was soll ich nicht thun?"

„Das schwere Kind herumtragen. Es schickt sich gar nicht für sie, Ihnen fehlen auch jetzt die Kräfte dazu — ich will es nicht länger dulden."

„Ich muß es, ich will stark sein!" entgegnete Frau Scanlan in einem so scharfen, entschiedenen Tone, daß Bridget zurückfuhr. Ihre Herrin war meist, sowohl in ihrem Wesen, als in ihrer Sprache, sehr sanft, fast zu sanft, wie Bridget zuweilen meinte, die selbst viel Eigen=

willen und eine scharfe Zunge besaß. Aber diese Schärfe des Tones überraschte sie doch.

Mit Thränen in den Augen wandte sich Josephine zu ihrer treuen Dienerin und sagte weich:

„Ich wollte Dich nicht kränken, Bridget, ich meinte nur, ich müsse lernen, Vieles zu thun, was ich bis jetzt nicht gethan."

„Noch mehr arbeiten? Ich dächte, Sie thäten genug, Madame, viel zu viel; deshalb will ich froh sein, wenn wir das kleine Mädchen zur Hülfe haben."

„Wir werden keine zweite Dienerin nehmen", Bridget öffnete ihre Augen weit in sprachlosem Staunen.

„Es ist schon abgemacht. Mein Mann sagt, wir könnten es nicht thun und er weiß Alles am Besten."

Josephine sagte dies mit ruhiger Würde, in der Hoffnung, dadurch irgend welche Gegenrede von Bridget abzuschneiden; doch diese stand stumm, sah aber so gekränkt und verzweifelt aus, daß ihre Gebieterin sie noch zu trösten begann.

„Nimm es Dir nicht so zu Herzen, ich weiß wohl, Du thust es nur meinetwegen. Bedenke, ein Kind von zwölf Jahren, unerfahren und unbrauchbar, würde uns auch nicht viel Beistand gewährt haben. Nach und nach werde ich Dir immer mehr helfen können, ich war so ganz unwissend in Wirthschaftsangelegenheiten, aber ich hoffe, ich werde täglich klüger und brauchbarer," fügte sie lächelnd hinzu.

„Madame, Sie sind die klügste Dame, die ich je gesehen — ich glaube, eine solche giebt es nicht noch einmal. Und in dem Hauswesen fanden Sie sich so

schnell zurecht, wie die Ente auf dem Wasser. Das ist aber der Jammer, daß Sie, die Klavier spielen und singen, fremde Sprachen sprechen und die schönsten Handarbeiten machen können — daß Sie mit denselben weißen, feinen Händen Tassen und Gläser und Kinderkleidchen waschen. Ich möchte die niedlichen Finger in einen Sack stecken und zusammenbinden."

„Dafür bedanke ich mich!" rief Josephine, herzlich lachend noch mehr über Bridget's grimmigen Eifer als über die Worte. Herrin und Dienerin lachten oft zusammen in ihrer französischen und irischen Leichtherzigkeit, selbst inmitten der schwersten Arbeit und der dunkelsten Tage.

„Jetzt sei einmal vernünftig und bedenke, wie viele Mütter ihre Kinder ganz allein zu warten und zu pflegen haben, ohne eine Dienerin, ohne jeden Beistand, und ich habe Dich, die Du mehr thust als zwei andere Mädchen. Drei Kinder werden nicht viel mehr Mühsal bereiten, als zwei; ja, noch heute Morgen sagte mir eine der Damen zum Trost, daß, wo erst zwei Kinder wären, selbst zehn nicht mehr viel Umstände machen würden."

„Und es ist nicht unmöglich, daß wir zehn bekommen", entgegnete Bridget mit einem langen Gesicht und solchem Ernst, als sei sie selbst dafür mit verantwortlich, worüber die junge Frau wieder lachen mußte, dann aber wurde sie ernst und sprach halblaut einige französischen Worte.

Zum ersten Male war Josephinen der Gedanke gekommen, daß es Verhältnisse geben könne, in denen

Kinder, diese Gaben Gottes, nicht immer ein Segen wären. Sie verdrängte ihn mit dem Allen, was ihn hervorgerufen, in die innersten Tiefen ihres Herzens; und in der Liebe dieses Herzens widerstrebte sie, das zu sehen und anzuerkennen, was dem Auge ihrer Vernunft klar genug gewesen sein würde, nämlich daß ihr Mann wie ein Kind gehandelt und gleich einem solchen ärgerlich geworden war, als sein unbedachtes Thun ans Licht kam; ferner, daß die Sorglosigkeit in pecuniären und weltlichen Dingen, welche bei einem Junggesellen nicht so viel zu sagen hat (wenn er besonders Niemand damit Kummer bereitet), bei einem verheiratheten Manne zur Sünde wird, da er Andere an sein Schicksal geknüpft hat und seine kleinsten Handlungen, seien sie gut oder böse, auf diese zurückfallen.

Als Josephine im Zimmer auf und nieder ging, Edward's Kind in den Schlaf wiegend — Adrienne sah dem Vater ähnlich, während Cäsar ganz ein de Bougainville war — vermochte sie nicht hart über ihren Mann zu urtheilen. Er würde mit der Zeit gewiß klüger und überlegter handeln, und je weniger sie von dem Unabänderlichen, von seinem Irrthum, sprach, desto besser. Auch erwähnte sie nichts weiter mehr zu Bridget, als daß sie fortan noch sparsamer wirthschaften müßten, da sie Beide, ihr Mann und sie, eingesehen, sie hätten mehr Geld ausgegeben, als sie dürften.

„Ugh!" sagte Bridget in diesem halb unarticulirten Laut ihr Mißfallen ausdrückend, doch that sie weiter keine Fragen, denn selbst sie scheute sich vor ihrer sanften

jungen Gebieterin, wenn diese jenes Wesen milder Zurückweisung annahm.

Trotzdem gelobte sich Bridget, daß sie heraus bekommen müsse, was zwischen ihrem Herrn und seiner jungen Frau vorgefallen und diese krank gemacht habe. Ja, sie wollte es erfahren, sei es durch eine directe Frage oder durch Anwendung der ihr so eigenthümlichen Schlauheit. Sie mußte auch wissen, ob wirklich ein triftiger Grund zu Herrn Scanlan's überraschendem Geize vorhanden war.

„Es ist doch gerade nicht seine Art", dachte das Mädchen, während sie das Zimmer wieder in Ordnung brachte, in dem die Eltern mit den Kindern schliefen, und wo jetzt des kleinen Cäsars Bett mit herumgeworfenen Kleidungsstücken seines Vaters bedeckt war: verschiedene noch reine, doch gedrückte Hemden, ein halbes Dutzend blaßgraue feine Handschuhe und andere Toilettengegenstände lagen umher, denn der Vicar hatte sich zu einer Mittagsgesellschaft umgekleidet. „Ich möchte doch wissen, weshalb er nöthig hat, so theure ziegenlederne Handschuhe zu tragen", sagte Bridget halblaut und in sehr ärgerlichem Ton. „Für diese nun unbrauchbaren Dinger hier hätte unser kleiner Herr Cäsar zwei Paar Stiefelchen oder die Frau einen neuen Hut haben können. Ugh! Männer sind wunderliche Geschöpfe — ich bin froh, daß ich kein Mann bin."

Drittes Kapitel.

Von diesem Tage fing die Familie des Vicars an, einzusehen, daß sie wirklich „arme Leute" seien.

Nicht daß Herrn Scanlan's Gehalt ein geringes war, der Rector hatte sich ihm gegenüber sehr freigebig gezeigt, doch das wirkliche Vermögen einer Familie hängt weniger von den Einnahmen, als von den erforderlichen Ausgaben ab. Wären sie nie wohlhabender gewesen, so würden sie sich jetzt als ganz leidlich gut gestellt betrachtet und selbst das dritte Kind lächelnd empfangen haben, dessen Geburt das Haus bald zu geräuschvoll machte, als daß Herr Scanlan noch mit Muße und Ruhe darin hätte „studiren" können. Er war zwar gerade kein großer Freund von ernstem Studiren und Lesen, doch liebte er es, seine Bücher, besonders griechische und lateinische, um sich zu haben; „es sah so gut und würdig aus", meinte er. Als er nach Ditschley gekommen, hatte er einen Hauch großer klassischer Gelehrsamkeit um sich verbreitet, und er wünschte nicht, daß dieser verwehen sollte; er hatte ihm einen bedeutenden Einfluß im Kirchsprengel verschafft. Deshalb war er sehr ärgerlich, als er fand, es sei jetzt schwer, den Anschein zu bewahren, daß er ein litera=

rischer, viel studirender Mann sei, denn seine wenigen Bücher mußten täglich von dem Tische geräumt werden, auf dem sie lagen, weil er der Familie zugleich als Eßtisch diente. Er selbst wurde dadurch am wenigsten belästigt, da er meist zur Mittagszeit abwesend war, und an „Fasttagen" stets, wie Bridget sie nannte, die früher Katholikin gewesen, doch es nicht mehr war, denn bald nachdem sie ihren Dienst bei Frau Scanlan angetreten, wünschte sie Protestantin zu werden, weil sie mit ihrer Herrin in denselben Himmel kommen wollte, und auf welche Weise oder auf welchem Wege sie dahin gelangte, sei nicht so sehr wichtig.

Diese „Fasttage" waren der Anlaß zu manchem Scherz in dem kleinen Haushalte, und die Kinder waren daran gewöhnt, sie als etwas Natürliches und Nothwendiges zu betrachten, da es unmöglich war, täglich Fleisch zu kaufen. Herrn Scanlan's Abwesenheit wurde stets zu diesen Fasttagen benutzt; er war sehr häufig fern von Hause, denn er hatte alle im Kirchspiele nöthigen Besuche zu machen, der Sprengel war sehr groß und die Häuser lagen zerstreut.

Man sah ihn überall gern, wegen seines angenehmen Wesens und seiner amüsanten Unterhaltung, und so erhielt er unaufhörlich Einladungen. Im Anfange schlug er sie meist aus, weil er nicht ohne seine Frau gehen wollte; als sie ihn aber immer seltener begleiten konnte und es zuletzt gar nicht mehr möglich war, nahm er die Aufforderungen öfter und immer häufiger an. Die Nachbarn baten so dringend, er vermochte nicht immer abzulehnen, er konnte doch nicht seine eigenen Gemeinde-

glieder beleidigen. Im Laufe des Sommers erreichte das Drängen nach seiner Gegenwart eine solche Höhe, daß er jeden Tag hätte auswärts speisen können, und es geschah dies auch mindestens drei bis vier Mal wöchentlich.

Anfangs grämte sich seine junge Frau darüber. Sie verlangte nicht, daß Edward den ganzen Tag zu Hause bleiben sollte, denn da sie kein eigenes Zimmer für die Kinder hatte, waren ihm diese natürlich oft im Wege, und sie konnte auch gegen ihre Kleinen nicht so vollständig ihre Pflicht erfüllen, wenn er da war; auch leider nicht gegen ihn, was ihr oft weh that, aber die Kinder verlangten immer nach ihr. War Josephine nun auch vernünftig genug, ihrem Manne Stunden der Erholung und Geselligkeit zu gönnen, so würde sie es doch gern gesehen haben, wenn er Abends regelmäßig zu Hause gewesen wäre. Zu einer bestimmten Stunde hätte sie am Fenster seine Ankunft erwarten mögen, wissend, daß er pünktlich wie die Sonne kommen und ihren Tag erhellen würde; freilich würde ihr Sonnenaufgang dann stets am Schlusse des Tages gewesen sein.

Es würde ihr so gut gethan haben, wenn Edward ein wenig mehr Antheil an den kleinen und größeren Ereignissen im Hauswesen genommen hätte. Sie würde sich dadurch muthiger und kräftiger gefühlt haben, all die vielen häuslichen Sorgen und Bürden zu tragen, die so schwer — Männer wissen gar nicht wie schwer — auf den schwachen Schultern der Frauen lasten; besonders auf denen junger Frauen, die noch zu lernen haben,

daß Gott auch mehr und mehr Kraft giebt, die Last zu tragen, und daß er das muthige Herz nicht verzagen läßt, wenngleich die zitternden Füße oft zusammenzubrechen drohen.

Herr Scanlan schien von diesen Schwierigkeiten, mit denen seine junge Frau zu kämpfen hatte, keine Ahnung oder kein Verständniß zu haben. Er war sehr gütig und zärtlich gegen sie, doch kam es ihm nie in den Sinn, daß, da sie noch jung und unerfahren war, sie sowohl Rath und Hülfe, als Liebe und Schutz so gut wie Sonnenschein brauchte! So lange Alles glatt und eben daginging, war er gut und freundlich, doch so bald eine Wolke am Himmel der Familie aufstieg, irgend ein Unwohlsein der Kinder oder eine häusliche Unannehmlichkeit, die ja unvermeidlich sind — dann entfernte er sich eilig und ließ Josephine den Kampf allein ausfechten. Wenn er wiederkam, überhäufte er sie freilich mit Lobsprüchen, daß sie sich so klug und brav benommen, und diese Anerkennung klang dem Herzen seines jungen Weibes so süß, daß ihr meist erst später einfiel, wie viel leichter der Kampf gewesen wäre, wenn sie ihn nicht allein zu bestehen gehabt.

Den Gatten den ganzen Tag im Hause zu haben, ist oft, vornehmlich bei kleinen Kindern, störend, und Frau Scanlan war nicht immer traurig über seine Abwesenheit, besonders nicht zur Mittagszeit. Frauen können so Vieles entbehren, was den Männern unerträglich wäre. Wenn es kein Fleisch gab, so entwickelte Bridget ihr Kochgenie, Puddings zu fabriciren, welche die Kinder entzückten, und auch die Mutter versuchte mit ihren

zarten Händen einzelne französischen Gerichte zu bereiten, deren sie sich aus „ihrer Jugendzeit“, wie sie es jetzt nannte, erinnerte, oder von denen ihre Mutter ihr erzählt, als jene in der Eigenschaft des „Fräuleins vom Schlosse“ mit ihrer Bonne die Hütten der Normandie besucht.

Josephine erzählte gern ihrem kleinen Cäsar von der wunderbar schönen Normandie, und er hörte mit jenem Verständniß zu, das man oft bei ältesten Kindern findet, denen das Loos zu Theil geworden — und es ist meist ein sehr glückliches — immer bei der Mutter zu sein, ihren steten Gefährten zu bilden.

Diese Einzelheiten habe ich dem Tagebuch entnommen, welches Frau Scanlan so regelmäßig durch viele Jahre führte. Es war, wie schon einmal bemerkt, in ihrer geliebten Muttersprache geschrieben, doch in dem Style fand sich nichts Französisches, nicht jene sentimentalen Uebertreibungen und Gefühlsausbrüche, welche uns ruhigeren Engländern die Briefe und Tagebücher der Franzosen des vorigen Jahrhunderts so geziert und unwahr erscheinen lassen.

Josephinens Tagebuch war so einfach und accurat, als ob sie „eine richtige Engländerin“ gewesen, die sie, wie ihre Nachbarn sagten und es als höchstes Lob nahmen, immer mehr wurde. Sie erwähnt dessen, ohne eine Bemerkung darüber zu machen.

Auch ich will davon abstehen. Ich glaube fest an die Wissenschaft der Anthropologie. Man könnte ebenso gut erwarten, gewisse Eigenschaften in gewissen Menschenracen sich entfalten zu sehen, als man verlangen

könnte, daß aus einer Tulpe eine Rose würde; aber sowohl Rose wie Tulpe können bis zu einem bestimmten Grade gezogen und veredelt werden; doch mit einer Tulpe zu hadern, weil sie keine Rose ist, wäre die größte Thorheit. Ich habe persönlich eine große Vorliebe für Rosen und eine entschiedene Abneigung gegen Tulpen. Doch als einmal ein sehr großer und guter Mann mich zu seinen Tulpenbeeten führte und mit der innigsten Freude mir die Vorzüge der verschiedenen Sorten und unter ihnen Prachtexemplare zeigte, war ich nahe daran, mich zu fragen, ob eine Tulpe nicht doch am Ende eine ganz hübsche Blume sei, und ich ward eine so gutherzige Heuchlerin, meinem alten Freunde zu verschweigen, daß ich mein ganzes Leben Tulpen verabscheut hätte, sie jetzt aber mit etwas milderen Augen betrachten wollte — um seinetwillen.

So mögen diejenigen meiner Leser, welche Franzosen und Irländer mit charakteristischer Nationalität hassen, doch Beiden sich etwas freundlicher gesinnt fühlen, wenn sie diese Geschichte weiter lesen.

Obgleich Frau Scanlan's Nachbarinnen ihr diese etwas zweifelhaften Artigkeiten über ihre fremde Abstammung sagten, waren sie trotzdem sehr gütig und freundlich gegen sie. Sie bewunderten die reizende junge Frau neidlos, weil sie keiner von ihnen zu nahe trat. Die jungen Damen, welche vielleicht ihre Schönheit hätten fürchten können, wurden dadurch beruhigt, daß sie verheirathet war, und auch die älteren Frauen, die möglicher Weise durch ihre Ueberlegenheit und ihre feinen Formen ihr besonders als Wirthin und Gast-

geberin hätten den ersten Platz einräumen müssen, waren auch dieser Sorge dadurch enthoben, daß sie niemals Gesellschaften gab. Auf einem Felde, wenn sie darauf den Kampf begonnen, würde sie immer Siegerin geblieben sein, denn es gab Meilen in der Runde nicht eine Dame, welche so wie sie die Gabe besessen — die ich mehr den Franzosen als den Engländern zuerkenne — gut und interessant zu unterhalten und Anderen noch besser zuzuhören. Keiner verstand es so wie die Frau des Vicars, es den Leuten behaglich und gemüthlich in ihrer Nähe zu machen, und man wußte gar nicht wodurch. Niemand war stets so freundlich und anmuthig und so zufrieden mit Allem um sich her, wie sie, so daß Jedermann sich in Josephinens Gesellschaft froh und glücklich fühlte und von sich selbst und ihr ganz entzückt war. Doch ehe es dahin kam, daß man Josephinen diesen ihren unbestreitbaren Erfolg beneidete, zog sie sich aus „der Gesellschaft" zurück.

Sie besaß noch eine andere Eigenschaft, welche sie in Ditschley allgemein beliebt machte: sie hatte für ihre Nachbarn stets Theilnahme, zeigte aufrichtiges und warmes Interesse für ihre Angelegenheiten, ohne jene aber mit ihren eigenen zu belästigen. Ich erinnere mich einiger Verse aus einer früher sehr bekannten Ballade, die mir damals eine höchst ungerechte und falsche Vertheilung der Dinge zu enthalten schienen, jetzt möchte ich glauben, es sei — ausgenommen gegen ein Paar Freunde, und solche findet man vielleicht im Leben höchstens zwei bis drei — die beste Art zu seinem Mitmenschen zu stehen:

Laß uns hoffen, daß die Zukunft
Sei, wie die Vergangenheit,
Daß ich theile Deine Schmerzen,
Du nimmst Theil an meiner Freud'!

Hierin liegt Josephinens ganzes Wesen — so that sie täglich.

Obgleich Ditschley etwas einseitig war, wie alle Landstädte es sind, und vor der großen Aera der Eisenbahnen noch mehr waren, so hatte es doch ein warmes Herz und zeigte der Frau des Vicars, trotzdem sie eine Ausländerin, die beste Seite.

Ueber die kleine Außenwelt hatte Josephine sich nicht zu beklagen. Man wird sie dort besprochen haben, doch waren die Urtheile gutmüthig; sie hörte sie nicht, und wenn es geschehen, würde es sie wenig gekümmert haben. Sie selbst war so durchaus frei von Böswilligkeit, daß sie auch bei Anderen diese nie voraussetzte. Wenn die Leute auch von ihr sprachen, was schadete das? Sie war überzeugt, es konnte nichts Böses sein.

Und so seltsam es klingen mag, es verhielt sich so. Die junge Frau war so einfach und gerade in ihrem Wesen; vom ersten Tage an hatte sie sich so gezeigt, als sie ohne Zögern das Geheimniß aufklärte, welches Ditschley so sehr beschäftigte.: der Name Scanlan u. Co. auf der Bierflasche — daß von da an der Groll seine Pfeile ungebraucht versteckte, die Niedrigkeit sich beschämt in ihrer dunklen Kammer barg und selbst die Bosheit durch das offene, klare Antlitz des jungen Weibes entwaffnet wurde.

„Jeder mag mich gern", schrieb sie damals in ihr Tagebuch. „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber sie

sind Alle so freundlich gegen mich. Es freut mich und ist mir ein rechter Trost."

Trost? War es schon dahin gekommen, daß sie von außen Trost brauchte?

Die Vergnügungen des kleinen Kreises, in dem sich Josephine bewegte, wurden immer seltener von ihr genossen. Natürlich ward sie nach wie vor mit ihrem Manne eingeladen, doch war es bald eine abgemachte Sache, daß Herr Scanlan kam, und seine Frau zu Hause blieb. „Sie könne ihr jüngstes Kind nicht verlassen," das war eine triftige und gerechte Entschuldigung, und als diese nach und nach wegfiel, hatte man sich an ihre Abwesenheit schon so gewöhnt, daß sich Niemand mehr darüber wunderte. Einige der befreundeten Familien hielten ihr zwar vor, ob es wohl recht sei, daß sie sich ganz ihren Kindern opferte, und ob ihr Mann nicht ärgerlich werde, wenn er immer ohne sie ausgehen müsse. Sie aber erwiederte lächelnd, ihr Edward sei nicht böse, er wisse, daß die Verhältnisse es so erforderten.

Ja, er begann den Stand der Dinge etwas zu begreifen, wenigstens auf seine Art; er sah ein, es sei unpassend, eine Frau in die Gesellschaft zu führen, die statt im Wagen zu fahren zu Fuß gehen und auf den weiten und oft unsauberen Wegen ihren guten Anzug verderben müsse, oder noch schlimmer sei es, wenn sie keine elegante Toilette mehr machen könne, und alle anderen Damen stets reicher und besser als sie gekleidet wären.

Es mag Manchem recht lächerlich erscheinen, aber

Josephinens Anzug vermehrte jetzt noch ihre Sorgen. Sie hatte sich vor ihrer Heirath nie viel damit beschäftigt und sich immer nur schlicht, wenn auch hübsch gekleidet. Später nahm sie die reiche Ausstattung freudig und als etwas Natürliches hin. Jeder, mit dem sie zusammenkam, machte eine gewählte Toilette, so that sie es auch, schon weil ihr Mann es liebte. Ihre vielen und reichen Kleider hatten lange, nachdem ihr Wohlstand entschwunden, vorgehalten, so daß sie Anfangs dafür nichts zu kaufen brauchte.

Jetzt aber begannen die schönen Gewänder und das reiche, zarte Linnen zu Ende zu gehen, und es war keine Aussicht für einen Ersatz.

Als die junge Frau zum ersten Male nach Ditschley ging, sich ein Kleid zu kaufen, welches, wie ihr Mann behauptete, „eine unerläßliche Nothwendigkeit" sei, sah sie zu ihrem Entsetzen, daß es so viel kosten würde, wie das Wirthschaftsgeld für zwei Monate betrug, und augenblicklich gab sie den Traum an ein seidnes Gewand auf und brachte ein Mousselinkleid mit nach Hause, zum großen Aerger ihres Edward.

Der gute Mann konnte nicht begreifen, weshalb Kleider abgenutzt würden, eben so wenig, warum sie nicht zu ersetzen seien. Seine Mutter hatte sich stets gut angezogen, weshalb that es seine Frau nicht? Sie, die ihm doch Ehre machen mußte. Ja, wenn sie allein gestanden, möchte es nicht so viel bedeutet haben, aber bei der Frau Sr. Ehrwürden des Herrn Scanlan, das war etwas Anderes. Er vermochte nicht den Grund davon zu finden, es lag gewiß nur an ihr, daß sie sich

jener Nachlässigkeit hingab, welche jungen Müttern zuweilen eigen, und die er stets als ein Unrecht, vornehmlich gegen den Gatten betrachtet.

Die letzten Worte enthielten gewiß Wahrheit, eine solche Vernachlässigung wäre ein Unrecht; doch Josephine machte sich dessen nicht schuldig, dennoch verletzte sie der ungegründete Vorwurf tief.

Sie traf eine vollständige Aenderung mit ihrer Toilette. Ihre kostbaren, doch abgetragenen Kleider von Seide und Atlas wurden fortgehängt, sie fielen auch bald in Stücke, da sie, so oft es ging, gewandt und geändert worden waren. Des Morgens trug Josephine stets gemusterte Kattunröcke, des Nachmittags weiße Dimiti-Kleider, die Bridget oft waschen konnte, und die immer von Neuem frisch und hübsch aussahen. Ebenso bekamen die Kinder nur Waschkleider; und obgleich sie ihnen nicht täglich ein reines geben konnte, wie der Vater es verlangte, der da meinte, alle Kinder, die er sähe, trügen jeden Tag ein frisches Röckchen — so sahen sie doch in ihren blaugesprenkelten Blousen, die ein Ledergurt um die Taille festhielt, so allerliebst und sauber aus, daß es nicht viele Kinder ihres Gleichen gab, so dachten wenigstens Bridget und ihre Mutter.

Es ist ein sehr deutliches und trauriges Zeichen, wie die Lage der Dinge sich nach dem ersten sonnigen Sommer in der Familie des Vicares geändert, daß Herrin und Dienerin, Alles, was die Kinder und den Hausstand betraf, beriethen und überlegten, Kummer, Sorge und Freude mehr mit einander trugen und theilten, als die jungen Gatten es thaten. Wenn irgend ein Opfer

zu bringen, eine Anstrengung oder ein Leid zu erdulden war, so nahmen sie es auf sich — aber ihm, dem Haupte der Familie, dem natürlichen Schützer und Helfer, wurde es erspart. Frau Scanlan kam dahin, ihren Gatten zu bewahren und zu behüten, fast wie sie es mit ihren Kindern that, daß keine häusliche Sorge oder Unannehmlichkeit ihn treffe, und daß er so lange als möglich nicht merke, wie das bleiche Gespenst des Mangels ihnen immer näher trat.

„Für ihn ist Alles so viel schwerer zu tragen, als für mich," sagte sie zu sich selbst, „er war nie an Entbehrungen gewöhnt, und ich habe sie aus dem Grunde kennen gelernt damals, als ich noch bei meinem alten Vater lebte, und wir so arm, so arm — aber so glücklich waren. Mit ihm ist es etwas Anderes, er hat ja stets im Gelde gewühlt — mein armer Edward!"

Das war die Wahrheit. Auch möchte ich den Vicar nicht härter beurtheilen, als es seine Frau that. Ueberdies sind die Begriffe von Glück bei Menschen so verschieden. Wenn Josephine vor ihrem hübschen Häuschen saß, Adrienne und Cäsar zu ihren Füßen spielten, und ihr kleinster Knabe auf ihrem Schooße schlief, während sie emsig nähte, doch aber zuweilen inne hielt, um ihre Augen an der anmuthigen Landschaft vor sich zu erquicken, an grünen Hügeln weich und sonnenbeglänzt, welche das Land von der See trennten, jenseits der la belle France lag, das theure Vaterland, von dem sie immer träumte und es nie gesehen hatte, so bin ich überzeugt, daß es ihr dann ganz gleich war, ob sie in einem großen oder kleinen Hause wohnte, Seide

und Sammet oder Kattunkleider trug, die Bridget oft in der Nacht noch wusch und plättete, damit ihre Herrin Sonntags stets einen frischen Anzug hatte. Wenn sie in dem weißen Kleide, an jeder Hand eines ihrer Kinder haltend, Sonntags zur Kirche ging, so sah sie, wie Bridget erklärte, „wie ein so eben vom Himmel hernieder gestiegener Engel aus.“

Ob die Gemeinde diese Ansicht theilte, kann jetzt nicht mehr entschieden werden. Die Bekannten machten noch ab und zu ihren Besuch im Hause des Vicares, wobei Bridget immer in höchster Aufregung war, ganz schnell eine reine Schürze vorzubinden und ihr Haar glatt zu streichen, um die Pforte zu öffnen. Aber es ist auch leichter Visiten zu machen in schöner Equipage, und weil man ja ohne dies nicht wußte, wie man die Zeit hinbringen sollte, als solche Besuche zu Fuß zurückzulegen, nachdem man sich Morgens schon im Hause müde gearbeitet. Frau Scanlan erklärte dies in ihrer lieblichen Weise den Nachbarn, welche sich ihr besonders freundlich erwiesen, und mit denen sie gern in Verkehr getreten sein würde, wenn die Verhältnisse es erlaubt hätten. Ihre Entschuldigungen wurden als richtig, freundlich aufgenommen; dennoch konnte nach einiger Zeit die Folge solches ungleichen Standes der Dinge nicht ausbleiben. Die Besuche wurden seltener und immer seltener und besonders im Winter vergingen oft Wochen, ohne daß Jemand Fremdes die Schwelle der Thür überschritt.

Auch auf einem anderen Gebiete der Pflichterfüllung im Kirchsprengel, die der Vicar für sehr nothwendig hielt

und von seiner Gattin verlangte, konnte sie nicht mehr so viel als Anfangs wirken, nämlich bei den Wohlthätigkeitsvereinen, den Versammlungen der Damen, um für die kleinen Heiden Kleider zu nähen und bei den Schulfesten; alle diese Dinge waren unbekannt gewesen, bis der junge Vicar kam. Da es in Ditschley und der Umgegend wenig arme Leute und sehr viel wohlhabende Familien gab, die nichts zu thun hatten, so fanden diese „die Wohlthätigkeit" ein reizendes Vergnügen, und die verschiedenen Pläne, welche der neue Geistliche zu ihrer Ausführung entwarf, machten ihn sehr populär.

Für seine Frau lag aber die Sache ganz anders.

„Ich kann mich nicht hinsetzen und für die kleinen Schwarzen nähen, und meine eigenen Kinder in zerrissenen Kleidern gehen lassen," antwortete sie einst, als er ihr Vorwürfe gemacht, daß sie die Vereine vernachlässige; sie sprach halb im Ernst, halb im Scherz, denn sie fand, daß sie oft mit dem Letzteren bei ihrem Manne weiter kam.

„Und glaube mir, Edward, es ist wirklich nicht leicht, mit lächelndem Gesicht Kohlen und wollene Decken an „die gläubigen Armen," wie Du sie nennst, zu vertheilen, wenn ich dabei denke, wie dünne Bettdecken die arme Bridget hat, und wie unser Kohlenkeller so leer ist. Doch will ich mein Bestes thun, da Du es wünschest."

„Thu' es — so, Du bist ein liebes Kind!" erwiederte er sie achtlos küssend. „Mildthätigkeit läßt einem Prediger und besonders einer Predigerfrau so gut. Und wer dem Armen giebt, leihet dem Herrn."

Josephine sah ihren Mann scharf an — sie that es jetzt immer, wenn er solche Worte sprach. Sie hatte angefangen sich zu fragen, ob er sie nur so hinspreche, oder wirklich an ihre Bedeutung denke.

Ich fürchte fast, daß sie für eines Predigers Frau nicht religiös genug war, aber sie hatte in Dublin, im Hause ihrer Schwiegereltern, zu viel von der Religion gehabt. In dem Kreise, zu welchem ihr Mann gehörte, hatten die ewigen Stichworte und wiederholten Phrasen ihr oft wehe gethan. Sie erkannte die Vorzüglichkeit der evangelischen Secte an, auch ihre aufrichtige, ernste Frömmigkeit, doch sie hätte gewünscht, daß sie nicht immer so mit den Bibelsprüchen und bestimmten Sätzen um sich geworfen; gerade so, und noch mehr gewisse eingelernte Phrasen gebrauchend, that ihr Mann, und sie klangen endlich in ihr Ohr als bloße Worte, die nichts bedeuteten.

„Dem Herrn leihen!" wiederholte sie. „Ach da wünschte ich, er möchte anfangen mir ein kleines Theil seiner Schuld gegen mich zurückzuzahlen. Ich wünschte, er möchte mir und jedem der Kinder ein Paar neue Schuhe schicken. Wir brauchen sie zu nöthig."

Bei diesen Worten blickte der Vicar entsetzt darein, besonders da dieser unglückliche Ausspruch in Gegenwart seines Rectors, des Herrn Oldham, gethan wurde, der gerade zum Besuch gekommen. Möglich, daß er ihn nicht gehört, denn er war etwas taub und benutzte seine Taubheit zuweilen sehr geschickt und für Andere passend.

Es war der Einzige, dessen Besuche regelmäßig und immer willkommen waren, weil sie keine Störung ver-

ursachten. Wenn die Mutter beschäftigt war, so genügte ihm, sich mit den Kindern zu unterhalten, die ihn gern mochten, obgleich sie etwas Scheu vor ihm hatten, weil ihr Vater ihnen stets eingeschärft, wie sehr artig sie sein müßten, wenn sie mit nach dem Hause des Rectors genommen würden, dem einzigen Hause in der Nachbarschaft, das sie jetzt noch besuchten.

Anfangs als Cäsar und Adrienne groß genug waren, um schon weitere Wege gehen zu können und auch schon leidlich gute Manieren gelernt hatten, machte es dem Vater Freude, sie öfter auf seinen Besuchen mitzunehmen; da sie aber nicht Engel, sondern nur Kinder waren, machten sie ihm manche Ungelegenheiten. Entweder sie wurden müde und übellaunig, oder die armen Kleinen, entzückt von den guten Speisen, die sie zu Hause nie bekamen, aßen zu viel davon, was natürlich den Vater sehr verdroß. Nach und nach sahen Mutter und Kinder ein, daß, mit Papa Besuche zu machen, kein ungetrübtes Glück wäre, und alle Theile befanden sich besser, als jene aufhörten.

Selten erschienen Eltern und Kinder noch zusammen öffentlich, nur wenn sie, wie es neulich erst geschehen, in das Pfarrhaus gebeten wurden, um ein Stachelbeerfest in dem schönen Garten zu feiern, auf den sein Besitzer mit Recht so stolz war.

„Es freut mich, daß Sie meine Rosen schön finden“, sagte Herr Oldham, als er an jenem Tage allein mit Josephine blieb; denn der Vicar hatte sich nöthiger Amtsgeschäfte wegen sogleich entfernt, mit einem halb drohenden, halb niederschlagenden Blick auf seine Frau,

der sie warnen sollte, nicht wieder eine so unpassende Aeußerung, wie die mit „den Schuhen" zu thun. „Ich denke oft, Madame," fuhr der Rector fort (ihr zu Ehren sprach er das Wort französisch aus), „daß mir mein Garten das ist, was Ihnen Ihre Kinder sind; dabei wünsche ich nur, daß jener so blühen möge wie diese, und mir meine Arbeit und Sorgfalt eben so vergelte, wie sie Ihnen."

Der Rector saß in der kleinen Laube vor dem Häuschen, er hielt seinen Stock zwischen den Knieen (er trug immer kurze Beinkleider, Gamaschen und einen großen runden Hut) und sah Cäsar zu, der im Garten Unkraut ausjätete, aber diese grobe Arbeit mit dem Aussehen und dem Anstande eines jungen Edelmanns, eines ächten Vicomte de Bougainville that. Man findet zuweilen diese Ausnahme, doch in der Regel sinken die Kinder armer Edelleute mit denen gewöhnlicher Armen auf eine Stufe herab; Josephine aber war sehr achtsam, ihre Kinder davor zu bewahren, und bemühte sich, in ihnen nicht nur edle Sinnesart zu wecken, sondern auch gute Manieren ihnen anzuerziehen.

Als ihr Blick jetzt dem des Rectors folgte und ihre Augen sich dann begegneten, lag in dem Antlitz des Einen ein leichter Ausdruck von Neid, in dem des Andern ein Hauch von Mitleid; hieraus erklärte es sich wohl am Besten, weshalb der alte Herr so häufig zum Besuch kam, und warum Josephine ihn immer willkommen hieß.

Das heißt nicht von Anfang an war es so gewesen. Zuerst hatte Frau Scanlan dem Vorgesetzten ihres Man-

nes mit einer gewissen Scheu gegenübergestanden, wahrscheinlich aus demselben Grunde, wie die Kinder es gethan, weil der Vater und Gatte Alle zu viel ermahnt hatte, sich in Gegenwart des alten Herrn sehr zusammenzunehmen und besonders höflich gegen ihn zu sein. Erst als die junge Frau einsah, daß der alte, kleine Junggeselle durchaus nicht anspruchsvoll war, nichts Besonderes von ihr verlangte und ihnen auch nichts Außergewöhnliches erwies, erst da wurde sie gegen ihn so freundlich, wie sie zu ihren anderen Nachbarn war.

Ihre kühle Zurückhaltung schien den alten Herrn fast belustigt zu haben, keinesfalls hatte er sie übelgedeutet. Er bewunderte ganz offenkundig ihre Schönheit, ihre guten Manieren und ihren Verstand, und da sein eigener Stammbaum — eine Elle lang — in der Halle seines Hauses hing, so möchte ich glauben, daß er die Frau seines Vicares nicht darum geringer schätzte, daß sie von so vielen edlen de Bougainville's herstammte.

Was der alte Pfarrherr über seinen Vicar dachte, ist nie bekannt geworden, da er sein Urtheil für sich behielt. Als die Schwärmerei für den neuen Prediger den Gipfelpunkt erreicht, als Alles an ihm entzückend war, und sowohl seine brillanten Reden, wie seine Schönheit und sein angenehmes Wesen bewundert wurden, hörte Herr Oldham schweigend die Lobsprüche an, und als man nach einigen Jahren kleine Schwächen an dem Helden des Tages entdeckte, schwieg er wieder zu diesen Auslassungen. Er selbst behandelte den Vicar stets mit besonderer Achtung und höflicher Rücksicht.

Doch da bin ich von Neuem abgeschweift und muß

nun wieder zu dem alten Herrn zurückkehren, der mit Josephine in der Laube vor ihrem Häuschen saß. Er beobachtete die Kinder mit sichtlichem Interesse bei ihren Spielen und Beschäftigungen; es gab jetzt vier in der Familie; Baby war schon Louis geworden und hatte einem jüngeren Kindchen die Stelle des Kleinsten eingeräumt, das in seinen weißen Hüllen auf dem Schooße der Mutter schlief, während diese so eifrig nähte, daß sie sogar bei der Unterhaltung mit ihrem Gaste damit fortfuhr.

„Es ist ein Mädchen, wie ich höre," sagte der alte Herr auf den schlafenden Säugling deutend, „denn ich soll ja das Vergnügen haben, sie am Sonntage zu taufen. Zürnen Sie mir, Madame, daß ich es ablehnte, ihr Pathe zu sein? Sie wissen doch, daß Ihr Herr Gemahl mich dazu aufforderte?"

Josephine wußte es nicht, sonst hätte sie es gewiß verhindert, doch da sie Beides nicht eingestehen wollte, antwortete sie nur durch ein Lächeln.

„Was werden Sie mit Ihrem ältesten Sohne, dem Cäsar, beginnen? Ich sagte seinem Vater, es sei hohe Zeit ihn auf eine Schule zu schicken, doch Scanlan meint, er zöge vor, ihn selbst zu unterrichten."

„Ja," erwiederte Josephine kurz; die Frage hatte eine wunde Stelle berührt. In der ersten Zeit war ihr Mann auf seinen „Sohn und Erben" sehr stolz gewesen, der ein prächtiger kleiner Bursche war, ganz das Ebenbild seines Großvaters, nach dem er genannt war. Alle Kinder hatten französische Namen, da Herr Scanlan die „Judiths und Dennis" seiner Vorfahren in

seiner Familie nicht vervielfältigen wollte. Er hatte darauf bestanden, seinen Sohn selbst zu erziehen, wer konnte wohl besser ein Kind unterrichten, als der eigene Vater? Leider aber besaß er gar kein Talent zum Lehren, seine ganze Methode, wenn man die Art so nennen konnte, war planlos und flüchtig, und da er die Stunden nur zu seinem eigenen Vergnügen gab, wurden sie sehr unregelmäßig innegehalten, auch wohl ganz ausgesetzt, wenn es ihm nicht paßte. Natürlicher Weise ward dem Kinde das Lernen dadurch sehr erschwert. Cäsar war ein warmherziger, muthiger und tüchtiger Knabe, doch weder außergewöhnlich begabt, noch allzu lernbegierig. Da erwuchsen manche Unannehmlichkeiten beim Unterricht. Nicht daß Edward Scanlan zu den brutalen Vätern gehört hätte; er erhob nicht einmal seine Hand gegen seinen Sohn — ich hätte auch der Mutter Antlitz sehen mögen, wenn er ihn geschlagen — aber es machte sie unruhig und ängstlich, weil nicht Alles „so gut zwischen Papa und Cäsar ging“ wie sie es gewünscht, und weil trotz des Vaters classischer Gelehrsamkeit ihr großer Knabe, der Stolz ihres Herzens, in Unwissenheit heranwuchs.

Als sie aber ihren Mann gebeten, ihn zur Schule zu schicken, hatte er sie verwundert angesehen. Zu welchem Zweck sollte das geschehen, da er seinen Sohn selbst unterrichten konnte? Woher sollte das Geld kommen, da sie ihm erst neulich gesagt, er der Vater, das Haupt der Familie, könne sich nicht früher, als im nächsten halben Jahre einen neuen Anzug anschaffen?

Meinungsverschiedenheiten entstanden und endeten

damit, daß Cäsar wieder für ein Jahr zu Hause blieb, seine Mutter eifrig Latein lernte, um ihn selbst zu unterrichten, und sein Vater bei der nächsten Kirchenvisitation in einem neuen, in London gefertigten Anzuge erschien, mit dem Erzbischof zu Mittag speiste und über den Text: „Die Liebe ist langmüthig und duldet Alles," eine Predigt hielt, die so allgemein gefiel und bewundert wurde, daß er mit Lob und Ruhm bedeckt nach Hause kam und diese Rede wahrscheinlich hätte drucken lassen, wenn sie glücklicher Weise nicht extemporirt gehalten wäre.

Als der Rector von der Schule sprach und erwähnte, daß Herr Scanlan den Sohn selbst unterrichten wollte, hatte die Mutter so schnell jenes kurze: „Ja" geantwortet, und über ihr klares Antlitz legte sich ein leiser Schatten, welchen Herr Oldham bemerkte und gleich das Thema der Unterhaltung wechselte.

„Meine jüngst verheirathete Cousine, Lady Emma Lascelles, wird am nächsten Sonntage mit ihrem jungen Gatten bei mir speisen; darf ich Sie bitten, mir auch die Ehre Ihrer Gegenwart zu schenken? Ihr Herr Gemahl hat die Einladung gleich angenommen."

„Das glaube ich, er wird sehr gern kommen."

„Ich möchte, daß Sie meine Nichte kennen lernten, sie war ein liebes, reizendes Kind und ist, glaub ich, eine sehr anmuthige Frau geworden. Sie würden so gut zu ihr passen, viel besser als eine der anderen Damen in Ditschley."

„Meinen Sie?" sagte Josephine lächelnd.

„O ich weiß, jene würden in scheuer, ehrfurchtsvoller Entfernung bleiben", sagte der alte Herr mit einem leich-

ten Anflug von Satyre. „Eine Lady verirrt sich nicht oft hierher. Und obgleich Emma der sanfteste Adler ist, der je existirt, wird sie den Taubenschlag hier in Aufregung bringen, wie Coriolanus die Volsker in Corioli verwirrte. Sie werden es sehen."

„Nein, leider werde ich es nicht mit ansehen. Es schmerzt mich, Ihre Einladung ablehnen zu müssen, aber Sie wissen, ich gehe jetzt nie mehr aus. Seit Jahren war ich bei keiner Mittagsgesellschaft zugegen."

„Das sagte mir schon Ihr Herr Gemahl, doch meinte er zugleich, der Besuch von Lady Emma sei ein Ausnahmefall, und ich möchte Sie überreden zu kommen, er wünschte es so sehr."

„Wirklich, sagte er wirklich so?" rief Josephine, während ein freudiges Erröthen über ihr Antlitz flog. Sie war den Vergnügungen der Welt durchaus noch nicht abhold und am wenigsten unempfindlich für das Glück, welches eine Gattin immer darin findet, wenn ihr Mann sie gern in Gesellschaft führt, wenn er stolz auf sie ist und sie bewundert, und es ihm eine süße Genugthuung gewährt, wenn sie Anderen gefällt. Aber sobald sie jene Worte gesprochen, verflog der freudige Ausdruck aus Josephinens Gesicht. „Ich fürchte, Sie haben meinen Mann mißverstanden, Herr Oldham. Er weiß, daß ich nicht mehr in Gesellschaft gehe, es nicht kann."

„Weshalb nicht?"

Der Rector war ein muthiger Mann, diese Frage zu thun, aber er hatte immer gewünscht, einmal eine Antwort darauf zu erhalten. Obgleich er scharfsichtig

war und Manches sah, so ging doch seine Beobachtungsgabe nur bis zu einem gewissen Punkt, und so vertraulich und freundschaftlich sich Frau Scanlan jetzt gegen ihn benahm, so hatte dies auch wieder seine Grenzen.

So oft er kam, fand er Alles in dem kleinen Hause sauber und wohlgeordnet, denn Josephinens weibliches Geschick alle Zeichen der Armuth zu verdecken, war sehr groß, so daß der reiche Mann, der immer reich gewesen, gar nicht ahnte, es könne seinem Vicar an etwas mangeln, ja er war sogar überzeugt, er befinde sich in recht guten Verhältnissen.

Als er somit fragte, weshalb die junge Frau keine Gesellschaften mehr besuche, hatte er keine Ahnung, er thue eine peinliche oder tactlose Frage, oder es sei mehr als ein Scherz, den sich ein so alter Mann wohl erlauben könne. Da er bemerkte, daß Josephine verlegen und ernst aussah, sagte er schnell und entschuldigend:

„Verzeihen Sie — bitte, antworten Sie mir nicht!"

„Nein, es scheint mir besser, daß ich ein für alle Mal eine Antwort gebe," entgegnete sie nach einer Pause. „Es ist nur recht und ehrlich, und es wird mir den Anschein nehmen, als sei ich undankbar und unhöflich gegen Sie. Ich habe das gesellige Leben aufgegeben, weil wir es nicht durchführen können."

„Ich weiß, Madame", erwiederte Herr Oldham, „daß das Schicksal, welches Ihnen sonst fast Alles gegeben, Ihnen Reichthum versagt hat, doch meine ich, das sollte Sie nicht von der Geselligkeit fern halten — gewiß nicht von den Besuchen, mit welchen Sie mein Haus

beehren. Lassen Sie mir die Hoffnung, Sie am Donnerstag bei mir zu sehen!"

„Ich kann nicht kommen," entgegnete sie verlegen; dann fuhr sie lachend und erröthend fort: „Gäbe es auch keinen anderen, als diesen einen, Ihnen vielleicht sehr lächerlichen Grund zur Weigerung: es ist dort bei Ihnen eine große Gesellschaft zu Ehren der Neuvermählten, und ich habe kein dafür passendes Kleid."

„Warum wollen Sie nicht in diesem kommen?" fragte der alte Herr, indem er halb väterlich, halb verehrungsvoll ihr weißes Dimiti-Kleid berührte. „Ginge das nicht?"

Sie schüttelte ihr Haupt.

„Mich würde es weiter nicht stören, wenn ich mich noch so einfach kleiden müßte, ich käme doch gern. Aber — mein Mann" —

Josephine brach ab, denn wieder umspielte ein sarkastisches Lächeln den Mund des alten Herrn.

„Ich bezweifle nicht, daß mein Freund Scanlan einen vollendet guten Geschmack hat, und da ich ein alter Junggeselle bin, kann ich natürlich nicht wissen, wie Ehemänner über den wichtigen Punkt der Toilette Ihrer Frauen denken. Wenn ich aber eine Gattin hätte, und sie sähe so reizend aus, wie Madame in diesem Augenblick aussieht, wie und was auch immer ihr Anzug sein möchte, ich würde — doch wir wollen nicht weiter über die Sache sprechen. Es ist lange hin bis zum Donnerstage, ich hoffe noch, Sie, oder Ihren Herrn Gemahl, vielleicht Sie Beide zu meiner Ansicht zu bekehren. Er-

lauben Sie, daß ich jetzt in das Zimmer gehe, es ist hier draußen etwas kühl für einen alten Mann."

Der Rector ging mit ihnen hinein und saß noch mindestens eine Stunde bei ihr und den Kindern, er sprach von verschiedenen Dingen und that keine Fragen mehr, aber trotzdem bemerkte Josephine, wie seine klaren und scharfen Augen hier und dorthin blickten, als sei ihm jetzt erst eine Ahnung der richtigen Sachlage aufgegangen, und er sei bemüht, Alles, was er über die häusliche Oekonomie entdecken könne, herauszufinden.

O, es war nicht mehr so reizend und stattlich in dem Häuschen, wie es Anfangs gewesen, die Teppiche waren abgenutzt, die Vorhänge gestopft und den Möbeln und Sophas wurde durch allerlei kleine Kunstgriffe aufgeholfen; überall bemerkte man jene Mängel, welche das Auge einer Frau sogleich entdeckt, das eines Mannes niemals, sie müßten ihm denn gezeigt sein oder seine Aufmerksamkeit dafür erregt werden, damit er sie endlich selbst herausfände.

Herr Oldham sprach viel, aber er blickte noch mehr umher; dennoch machte er nicht die leiseste Bemerkung über die Angelegenheit, welche berührt zu haben Josephine jetzt schon bedauerte. Nicht daß sie sich über ihre Armuth beschämt fühlte, nein, dazu war sie in einer zu stolzen, edlen Schule erzogen — doch sie war beschämt darüber, daß ihr Mann Armuth für eine Schande hielt. Diese vor seinem Vorgesetzten bekannt zu haben, sah aus, als ob man um eine Gehaltszulage gebettelt hätte, die, wie sie wußte, ihr Edward erwünschte und als ein ihm zukommendes Recht betrachtete, und um die er schon

lange gebeten haben würde, wenn sie es nicht noch immer, freilich mit Mühe, verhindert hätte.

Es war Josephinen daher eine große Erleichterung, daß der Rector kein Wort mehr von der Mittagsgesellschaft sprach, doch ehe er ging, sagte er plötzlich:

„Wie vergeßlich ich bin, ich war eigentlich hergekommen, mit Ihnen zu berathen, wen ich einladen sollte?"

„Mit mir darüber zu berathen?"

„Mit wem sonst? Sind Sie nicht mit all ihren Nachbarn »gut Freund?« Zu wem als zu Ihnen kommen sie wohl bei jeder Gelegenheit um Rath, Hülfe, Theilnahme? Giebt es eine Geburt, eine Hochzeit oder einen Todesfall im Kirchspiele, über die Sie nicht schon vorher alle Details erführen?"

„Es war früher so", erwiederte Josephine halb belustigt und halb betrübt, „und wenn es nicht mehr so ist, so mag an mir der Fehler liegen. Aber bitte, erzählen Sie mir, wen Sie einladen wollen; ich möchte Alles über die Festlichkeit wissen, wenngleich ich ihr nicht selbst beiwohnen werde. Ein Mittagsmahl im Pfarrhaus und zu Ehren einer Braut, das ist ein wichtiges Ereigniß für Ditschley."

Josephine nahm Papier und Bleistift und machte ein Verzeichniß von Namen, die der Rector dictirte — der alte Herr schien ordentlich vergnügt über seinen „Anfall von Gastfreundschaft". Bei einem Namen hielt Frau Scanlan an.

„Dr. Waters und Frau. Nein, das ist nutzlos. Sie — sie geht nicht aus."

„Wahrhaftig, das hatte ich vergessen. Wie einfältig

von mir!" rief der alte Herr; dann schwieg er, und seine scharfen, fragenden Augen suchten die von Josephine; aber sie hatte den Blick gesenkt und machte allerlei Zeichen auf dem Papier, eine gewisse Verlegenheit zu verbergen. Sie hatten Beide eine Sache berührt, von der Keiner wußte, wie viel dem Anderen davon bekannt war.

„Ich hätte es nicht vergessen sollen. Mein alter, werther Freund! Natürlich muß ich ihn einladen, und auch — seine Frau."

„Sie sollten ihn lieber ohne seine Gattin auffordern," erwiederte Josephine ruhig. „Wenn sie hört, daß sie eingeladen ist, so will sie kommen und sie — darf nicht ausgehen."

„Ich glaube es auch. Arme Frau Waters! Sie ist — sehr leidend!"

Frau Scanlan schwieg.

„Ich dachte," begann der Rector sich räuspernd, „daß mein alter Freund und ich Alles so wohl mit einander arrangirt hätten, daß Niemand in Ditschley etwas von dieser traurigen Angelegenheit erführe. Ich hasse alles Klatschen und über einen so schmerzlichen Vorfall würde es kaum zu ertragen sein. Waters und ich wir trafen alle Vorkehrungen, sein Haus ist so groß und liegt der Stadt so fern, daß wir hofften, Jemand könne dort — krank sein, ohne daß es ganz Ditschley erfahre."

„Ich glaube nicht, daß Einer in der Stadt etwas davon weiß, ich wüßte kaum, wie dies möglich wäre," erwiederte Josephine sehr sanft, da sie sah, wie erregt der Rector war. Sie kannte die Ursache dazu, doch hätte

sie dem anscheinend kalten und alleinstehenden alten Mann nicht so viel warmes Gefühl zugetraut, und wie oft sagte man von ihm, er liebe nur sich selbst.

„Aber Sie wissen es?" fragte er ängstlich. „Ja, Ihr Antlitz vermag nicht zu lügen. Bitte sagen Sie mir offen, wie viel Ihnen bekannt ist?"

„Ich glaube Alles. Ich erfuhr es durch Zufall".

„Wie lange ist das her?"

„Ein halbes Jahr."

„Und Sie haben es Niemand verrathen? So oft ich Ihnen in der Zeit von der Familie Waters gesprochen, haben Sie nicht einmal merken lassen, daß Sie etwas wußten. Wahrhaftig, Sie sind eine außergewöhnliche Frau — die einzige Frau, die ich kennen gelernt, welche ein Geheimniß bewahren, welche schweigen kann."

„Meinen Sie?" fragte Josephine mit wehmüthigem Lächeln, denn sie hatte einige sehr schweren Lehren erhalten — sowohl in ihrer Ehe, als im Hauswesen — ehe sie diesen Grad der Vollkommenheit erreichte.

Der noch immer aufgeregte alte Herr bat sie, ihm zu erzählen, was sie wisse, und so kam eines jener unglücklichen Familiendramen zu Tage, welche man, so lange es geht, der Welt scheu verbirgt, und hier war es wirklich gelungen, es den Klatschereien der Einwohner Ditschleys zu entziehen. Die Frau des Dr. Waters, die er sehr liebte, war plötzlich wahnsinnig geworden und hatte versucht, ihn und sich selbst umzubringen. Da der Anfall ohne schlimme Folgen vorübergegangen, war sie theilweise wieder vernünftig geworden, dennoch mußte sie in strenger Abgeschlossenheit und Obhut gehalten

werden, als eine „sehr Leidende;" sie verließ selten das Haus und wenn es geschah, nur mit ihrer sogenannten „Pflegerin," die aber in Wahrheit ihre Wächterin war. Diese Frau begegnete einst Josephinen, als ihre Herrin ihr auf einem Spaziergange davon gelaufen war, und in ihrer furchtbaren Angst und Noth, sie wieder zu finden, erzählte sie Frau Scanlan die Wahrheit, sie bittend, das Geheimniß zu wahren, was diese auch pflichttreu that.

„Selbst Ihrem Manne verschwiegen Sie es?" fragte der Rector mit scharfer Betonung.

„Ja. Es berührte ihn nicht näher, ich glaube kaum, daß die Sache ihn interessirt hätte," erwiederte sie wie entschuldigend. Sie durfte doch nicht sagen, daß, wenn er es erfahren, er es am nächsten Tage ganz unabsichtlich Jedem in Ditschley erzählt haben würde.

„Ueberdies hatte ich ein Versprechen gegeben, und das muß unbedingt erfüllt werden."

„Gewiß, meine liebe verehrte Frau, ganz gewiß."

Der alte Herr rieb sich die Hände und blickte Josephine mit der größten Bewunderung an, während er leise zu sich sagte: „Eine seltene Frau — die bedeutendste und ungewöhnlichste, welche ich je kennen gelernt." Als dann ein Klopfen an der Pforte hörbar wurde, fügte er laut hinzu:

„Jetzt kommt Ihr Herr Gemahl zum Thee nach Hause, und mich erwartet mein Mittagbrot. Ich will Scanlan nur noch begrüßen und dann gehen. Adieu, Madame. Au revoir!"

Er beugte sich über ihre Hand mit der ihm eigenthümlichen Verneigung und ging.

Am nächsten Tage erhielt Frau Scanlan aus dem ersten Modemagazin der nächsten großen Stadt ein Packet durch die Post zugeschickt, welches ein so überaus reiches und schweres Seidenkleid enthielt, daß man etwas so Kostbares noch gar nicht in Ditschley gesehen. Es war ein Brief dabei, der in französischer Sprache und mit jener zierlichen und doch festen Hand geschrieben, die sogleich wiedererkannt werden mußte, folgende Zeilen enthielt:

„Von einem alten Manne als Zeichen seiner Hochachtung für eine Dame, welche sowohl ein Versprechen halten, als zugleich schweigen kann."

Ach, zu der Zeit war es nicht mehr nöthig für Josephine das Geheimniß zu bewahren. Frau Waters hatte einen neuen „Anfall" gehabt, in dem sie aus dem Leben geschieden, — auf welche Weise, erfuhr Ditschley nie — und in jene Welt gegangen war, wo sie bei vollen klaren Sinnen erwacht sein und in Gott einen so milden Richter gefunden haben wird, wie hier auf Erden ihr sie liebender und geliebter Gatte mild und schonend gegen sie war.

Die Mittagsgesellschaft, bei welcher das neue seidene Kleid glänzen sollte, fand nicht Statt; der Rector war zu tief ergriffen, um Gäste bei sich zu sehen. Aber Lady Emma kam doch und wurde mit Frau Scanlan bekannt gemacht, zum großen Entzücken des Vicars. Und die Neuvermählte war so eingenommen von seiner Josephine und lobte sie so warm, daß er selbst sie für

einige Zeit wieder mehr als je bewunderte, und das größte Interesse daran nahm, wie schön sie in dem neuen seidenen Kleide aussehen würde. Aber die junge Frau hatte wenig Freude daran, und obgleich sie dem Rector herzlich dafür dankte und es freundlich annahm, so hängte sie es doch trübe in einen Schrank, als ob es ein Trauerkleid gewesen wäre.

Viertes Kapitel.

Auf Josephine Scanlan's liebliches Gesicht legte sich ein leichter Schatten, der mit jedem Jahr und der Geburt jedes Kindes zunahm, und fast alljährlich kam ein Kind. Zum Glück — (wie die Nachbarn sagten, ob es auch der Mutter Ansicht war?) blieben nicht alle am Leben; ehe zehn Jahre ganz verstrichen waren, gab es in dem kleinen Landhause sechs Kinder, unter denen die ältesten schon ganz große und vernünftige Knaben und Mädchen waren: Cäsar, Adrienne, Louis, Gabriele, Martin und Katharine. Josephine hatte es durchgesetzt, daß ihr jüngstes Töchterchen zu Ehren ihrer gütigen und braven, wenn auch unfeinen Schwiegermutter den Namen Katharine erhielt.

Wunderbarer Weise waren alle Kinder außer Adrienne, die wenig hübsch, aber desto liebenswürdiger war, ächte de Bougainvilles, schön, kräftig und doch anmuthig und zierlich in Gestalt und Bewegungen; es war ein junges Geschlecht, auf das jede Mutter stolz sein konnte. Josephine war auch stolz auf sie und zu Zeiten sehr glücklich durch sie — doch der Schatten auf ihrem Angesicht wurde immer tiefer.

Es giebt aus dieser Zeit ein Bild von ihr, von

einem reisenden Künstler gemalt, der sich für den Sommer in Ditschley aufhielt, und mit dem Vicar schnell bekannt geworden war. Herr Summerhayes wurde so durch ihre Schönheit gefesselt, daß er um die Erlaubniß bat, sie malen zu dürfen, und später aus Höflichkeit Herrn Scanlan als Pendant zum Bilde seiner Frau auch malte.

Die beiden Gesichter sind sehr charakteristisch. Das eine ist in seinem Ausdruck von einem lieblichen Ernst, nein mehr als das, es liegt ein Zug der Sorge darin, der fast an Strenge streift, während in dem andern jene noch gutmüthige Sorglosigkeit liegt, welche an sich ganz hübsch sein kann, doch bei dem Beschauer kein angenehmes Gefühl erweckt.

Diese peinliche Gewissenhaftigkeit in großen und kleinen Dingen, diese fast übertriebene Angst in dem zu viel alles Kommende Bedenken, wodurch die fröhliche Gegenwart eigentlich gestört wird, alle diese zu große Vorsorglichkeit würde sich nie in dem Maße in Josephine ausgebildet haben, wenn ihr Edward ein wenig mehr von diesen an sich so löblichen Eigenschaften besessen hätte.

Man braucht nur diese beiden Bilder anzusehen, welche durch das Schweigen langer Jahre noch so deutlich sprachen, um mit einem Male das Geheimniß dieser Ehe zu errathen, um zu fühlen, daß die Last, vor welcher der Mann zurückbebte, die Frau auf sich nahm und bis zum Ende trug. So that Josephine Scanlan.

Und zwar ohne zu murren, außer vielleicht im ersten Anfange. Es mag eine Zeit gegeben haben, da sie wie

die meisten jungen Frauen, die nebenbei mit vielen Kindern gesegnet sind, erwartet hatte, sie werde in besonders zärtliche Obhut genommen werden, da sie neben der Liebe auch Schutz, neben der Bewunderung Beistand erhoffte; aber diese Zeit war lange vorüber, und wenn es auch nicht ohne inneren Kampf geschah, nahm sie ihr Loos doch an als eine natürliche Nothwendigkeit. Sie war jung und kräftig, körperlich wohl ebenso kräftig, trotz ihres zarten Aeußeren, wie ihr Mann, — und geistig? Niemand konnte nur eine Stunde mit Beiden zusammen sein, ohne zu wissen, wie weit die Frau in moralischer Stärke und Kraft über dem Manne stand.

Ein Mann ist um seiner männlichen Kleidung und seines Bartes willen noch lange kein Mann im höheren geistigen Sinne, wie eine Frau nicht immer, weil sie eine sanftere Stimme, ein zarteres Wesen hat, zu dem „schwächeren Geschlechte" gehört. Ich habe mehr als ein Ehepaar gesehen, in welchem ohne große äußerliche Schaustellung die Natur die Rollen vertauscht hatte und dem Einen gegeben, was dem Anderen fehlte; so daß nach und nach und fast unbewußt sie ihre Stellung wechselten und die Frau das Oberhaupt, der Mann zur Frau wurde.

Theoretisch erscheint es eine schlimme Sache, praktisch genommen ist sie oft besser, als man denkt.

Nach und nach kam Josephine doch wohl dahin, einsehen zu müssen, daß, wenn sie auch nicht klüger war als ihr Mann — er wurde ja immer noch als ein brillanter Geist betrachtet — sie jedenfalls einsichtsvoller, kräftiger und vernünftiger war, als er.

Gegen diese Wahrheit konnte sie nicht blind sein, und sie nahm sie und die daraus neu entspringenden Pflichten, mit schweigendem Muth auf sich, wie es der ernste Fall erheischte. Sie war ja Mutter, und schon im Hinblick auf ihre Kinder darf keine Mutter verzagt oder kleinmüthig sein.

Daß die Sorgen, die an ihr nagten, auch ihre Schönheit beeinträchtigten, so daß ihr Mann nach und nach sich nicht mehr darum kümmerte, wie sie sich ankleidete, das war gewiß kein Wunder. Der Gedanke, was aus ihren Kindern werden solle, war genug, sie niederzudrücken und ihr den Schlaf zu rauben; und es war nebenbei keine leichte Aufgabe, selbst was die körperliche Anstrengung betraf, die kleine Schaar zu behüten und für sie zu sorgen; es waren gute, liebevolle, aber lebhafte und übermüthige Kinder, die alle die Thatkraft gesunder, auf dem Lande geborener Kinder besaßen, und denen nun die mildeste Disciplin — die einer Mutter — zu Theil wurde, denn der Vater kümmerte sich immer weniger um sie.

Trotzdem wurden sie nicht verzogen, Bridget wenigstens versicherte, daß die Mutter stets eine milde, aber tüchtige und gerechte Herrschaft und Autorität über sie ausübe, und ihnen nie in einer Weise nachgab, oder ihren kleinen Schwächen fröhnte. Es war auch in der einfachen, primitiven Art ihres Lebens wenig Gelegenheit, sie zu verzärteln. Aber die Mutter mußte sie aufwachsen sehen ohne jene Vortheile, welche kräftige Nahrung, passende Kleidung, gute Gesellschaft und vor Allem eine gute Erziehung gewähren, ohne alle jene heilsamen

Einflüsse, die selbst unbewußt aus einer äußerlich feinen und edlen Umgebung hervorgehen.

Ja, die arme Mutter sah den Mangel auf allen Seiten, und würde gern Alles geopfert haben, um ihm abzuhelfen; doch waren ihre Kräfte gebunden durch die eisernen Bande der Armuth und sie konnte nichts für die geliebten Kinder thun, sie war nur im Stande sie zu lieben. Das that sie aber im reichsten Maße. Gott allein weiß es, wie einer Mutter Herz sich gerade ihren Kindern mit einer leidenschaftlichen Hingebung widmet, wenn die andere Liebe, welche die tiefste und heiligste sein sollte, nach und nach in ihm zu versiegen beginnt.

Ich habe kein Recht dies als gewiß anzunehmen, aber es giebt doch manche Zeichen, welche für meine Ansicht sprechen, und auch in dem Tagebuche kommt manche Stelle vor — so gesichert durch die fremde Sprache — der mehr zum Grunde liegt, als es Anfangs scheint:

„Meine arme Adrienne ist leidend, dadurch liegt ein Schatten über dem ganzen Hause, und ich muß noch fleißiger sein als sonst, denn das liebe Kind ist mir schon eine rechte Hülfe geworden. Könnte ich doch mit ihr an die See, und wäre es nur auf acht Tage, aber wie könnte ich von Hause fort, und wie vermöchte ich besonders Papa sich selbst zu überlassen? Es würde Alles verkehrt gehen, und Edward würde sich so unbehaglich fühlen. Ich möchte auch gar nicht davon reden, denn der kleine Ausflug würde fast so viel Geld kosten, wie seine projectirte Reise mit Herrn Summerhayes nach London, gegen die ich mich bestimmt erklärt habe,

indem ich ihm geradezu sagte, er müsse sie aufgeben, wir könnten solche Ausgaben nicht machen.

„Nein, wir können und dürfen es nicht. Trotz all der Erleichterungen in der Wirthschaft, die mir von dem guten Herrn Oldham zu Theil werden (er giebt den Kindern schon lange, was er „ein Viertel einer Kuh" nennt, nämlich täglich eine Kanne Milch, frische Eier, Butter, Gemüse und Früchte aller Art in reichster Fülle) trotz alles dessen wird es mir schwer werden mit meinem Gelde bis zum neuen Jahre auszukommen, und wenn wir eine Extra-Ausgabe machten, könnten wir zu Weihnacht nicht unsere Rechnungen bezahlen. Das wäre furchtbar, das Schlimmste von Allem, was uns bis jetzt betroffen."

Es waren also schon schlimme, traurige Dinge geschehen? Doch sie sprach selten darüber, höchstens machte sie eine Andeutung, wie vielleicht die folgende.

„Mein kleiner Cäsar quält mich, ihm von Herrn Summerhayes Zeichnenstunde geben zu lassen; nicht daß er ein besonderes Talent dazu hätte, aber es amüsirt ihn und er mag es lieber thun, als bei den Büchern sitzen. Und dadurch käme er öfter von Hause fort — von unserem armseligen, dürftigen Hause, — indem er mit Papa und dem jungen Maler Skizzen machend umherstreifte. Viel wird zwar dabei nicht gethan, Herr Summerhayes hat auch wohl nicht nöthig zu arbeiten, er scheint mir kein armer Künstler zu sein, aber dieses herumwandernde, lustige Leben gefällt den meisten Männern. Ich wünschte, Edward gäbe sich demselben nicht so eifrig hin, es thut nicht gut und ist auch kostspielig. Ich habe

nicht großes Vertrauen zu diesem Herrn Summerhayes; dennoch ist er ein angenehmer junger Mann, Edward und auch meine Kinder, besonders die beiden ältesten, mögen ihn sehr gern. Meine kleine Adrienne, die mit eilf Jahren nicht nur im Zeichnen, sondern in allen Dingen ihren älteren Bruder weit überragt, obgleich sie solch ein zartes, schwächliches Kind ist — Adrienne schwärmt für Herrn Summerhayes." —

„Meine" Kinder — ach, es liegt eine tiefe Bedeutung in diesem kleinen Wort, in diesem anscheinend unwichtigen Ausdruck: „meine" Kinder!

Es kam eine Zeit in Josephinens ehelichem Leben, wie sie in den meisten Ehen kommt, die der Welt gegenüber ganz glücklich und behaglich erscheint, und oft in derselben Weise bis zum Ende bleibt — jene Zeit, da die Gattin in der Mutter aufgeht.

Eine Stimme neben mir sagt — und ich muß auf sie hören, denn sie spricht oft ein gerechteres und milderes Urtheil, als das meine — daß es ein Unrecht und eine Unnatur ist, wenn eine Frau mit Bewußtsein ihre Kinder dem Manne vorzieht und daß sie sich des Namens einer Gattin dadurch unwerth mache. Ich erwidere, daß kein Mann, wenn er ein rechter Gatte ist, zu befürchten braucht, sein Weib werde ihn weniger als ihre Kinder lieben, schon weil es an sich unmöglich und unnatürlich ist. Aber keine Täuschungen und Vorspiegelungen können einen unwürdigen Gatten auf den ersten Platz stellen, und wenn er ihn auch einnahm, er kann ihn nicht behaupten. Er wird seine ihm gebührende

Stelle finden, wie die Kinder die ihrige in dem Herzen, das zu Keinem falsch oder untreu sein wird.

Aber mit dem geheimnißvollen Gefühl: Liebe ist es, wie mit allen anderen Dingen im Leben. Man erntet, was man säet, oder wenn die Liebe vielleicht ohne unser Verdienst als ein Gnadengeschenk zu uns kam, so muß man sie wenigstens zu erhalten suchen.

Als Josephine de Bougainville Edward Scanlan heirathete, war sie ein ganz junges Mädchen, eigentlich noch ein Kind, und er war ein Mann, wenigstens hielt er sich dafür. Als sie sich nun zu der Frau ausbildete, die sie war — und auf keine hätten Wordsworths Verse besser gepaßt:

Ein edles rechtes Weib mit Kraft begabt,
Zu lieben, trösten, schützen und zu leiten, —

blieb Edward immer noch, was er gewesen, ein mittelmäßiger junger Mann, nicht besser als die meisten Männer und unter vielen stehend, und da zeigte sich der Unterschied zwischen den Gatten auf eine erschreckende Weise. Weniger in geistiger als in moralischer Hinsicht. Edward Scanlan war in seiner Art ein recht kluger Mensch und besonders war ihm die Schlauheit seines Volkes eigen, sein Wissen und seine Talente immer zur Schau zu stellen und sie voll zur Geltung zu bringen, gerade wie in den Läden der Rue de Rivoli und des Palais Royal die Diamanten und glitzernden Steine alle in den Schaufenstern liegen. Was den Verstand anbetraf, hatte er gewiß so viel wie Josephine, und wenn er selbst nicht so gewesen, es hätte nichts gethan. Manche sehr kluge und bedeutende Frau liebt einen nicht außergewöhn-

lich geistreichen Mann doch leidenschaftlich, wenn sie in seiner Natur und seinem Charakter etwas von dem ihrigen Verschiedenes und besonders etwas Edleres entdeckt. Sobald sie dies findet, nimmt sie gern die untergeordnete Stellung ein, die ihr auch von Natur aus zukommt, und die für jede Frau und Gattin zugleich schön und nothwendig ist.

Aber aus dem Liebestraum zu erwachen und zu finden, daß der Gegenstand desselben eine ganz verschiedene Person ist von der, für die man sie hielt, einzusehen, daß wenn die Zuneigung erhalten bleiben soll, sie einen ganz andern Charakter annehmen muß, und es gleichsam statt eines Liebens, das immer edler nach Oben sich wendet, jetzt ein Heruntersteigen werden muß, ein stetes Entschuldigen und Verdecken von Fehlern, ja vielleicht ein Vergeben von Sünden, das muß für jede Gattin ein furchtbarer Schlag sein. Doch ist dies Leid über Viele gekommen und sie haben es getragen, wie man ja Täuschungen in der Liebe, Verluste durch den Tod und anderen herzbrechenden Gram auch überlebt, durch welchen der Himmel uns armen Sterblichen zeigt, daß hier auf Erden nicht unsere Ruhestatt ist, und besser als alle Phrasen und hochtönenden Ermahnungen uns des Lebens Schule lehrt, die Güter dieser Welt nicht zu hoch zu schätzen, sondern uns die jener Welt zu erringen, die weder Motten noch Rost fressen und nach denen die Diebe nicht graben.

Ja, der furchtbare Schlag hat so manche Gattin getroffen, doch glücklicher Weise nicht urplötzlich, und da das Unglück ohne Abhülfe ist, so finden die Frauen sich

darin und besonders die, welche Kinder haben, vielleicht eher als andere. Sie gehen nach und nach aus dem Dunkel, das bei der ersten Entdeckung ihres Verlustes sich für sie über die ganze Welt breitete, in jenen Zustand alles ertragender Duldung über, welcher das Loos so Vieler ist und bei dem sie anscheinend ganz zufrieden sind. Freilich für die glücklichen Gattinnen, die, Gott sei gedankt dafür, wissen, was es heißt, täglich und stündlich in dem Sonnenschein voller, befriedigender Liebe zu weilen, für sie muß die Existenz jener armen Frauen nur wie ein Leben in einem besseren Hades sein, der mit den Geistern entschwundener Freuden bevölkert ist.

In das Thal jener nie schwindenden Schatten war Josephine Scanlan nach und nach in noch jungen Jahren eingegangen.

Ich sage nicht, daß ihr Mann sie unfreundlich behandelte, das wäre ganz gegen seine sorglose, leichtlebige Natur gewesen. Aber es möchte vielleicht besser gewesen sein, wenn er sich zuweilen übellaunig gezeigt. Mancher launenhafte Mann ist darum noch kein schlechter Mensch, und eine Frau wie Josephine könnte wohl etwas Unfreundlichkeit ertragen haben von einem Gatten, den sie außerdem hoch achten mußte. Mehr als einmal hörte ich sie sagen: „Rohe und gewöhnliche Männer zerbrächen ihren Frauen die Köpfe, Gentlemen brächen die Herzen der ihrigen."

Ich glaube, sie würde lieber jede persönliche Kränkung ertragen haben, statt des schrecklichen Anblickes, täglich und stündlich den Geliebten ihres Herzens, das Idol

ihrer Jugend mehr und mehr zu einem ganz gewöhnlichen Manne herabsinken zu sehen.

Man mag vielleicht erstens einwenden, daß sie nicht nöthig gehabt, ihn zu einem Idol zu erheben, da er nur ein alltäglicher Mensch war. Ja, das mag einfältig gehandelt sein, aber alle Frauen thun es. Und wäre ihre Liebe wohl viel werth, wenn sie es nicht thäten? Zweitens könnte man die Frage aufwerfen, warum versuchte sie ihn nicht zu bessern, als sie sah, wie er war?

Es ist eine traurige Wahrheit, daß manche Menschen nicht veredelt werden können. Eine kräftige Natur, welche auf Abwege gerathen, vermag wohl wieder zum Guten geführt zu werden; aber über eine schwache, schwankende hat man keine Macht; es giebt da nichts, was man erfassen könnte, es ist, als wenn man den Anker eines Schiffes in Treibsand werfen wollte. Edward Scanlan's edelste Regungen waren gerade wie seine niedrigen, ganz unbeständig und haltlos.

Oberflächlich, schwach und wankelmüthig, nichts mit Ernst erfassend, so war sein Charakter; aber so süß sind die Täuschungen der jungen Liebe, daß Josephine erst nach Jahren diesen Fehler entdeckte.

Glücklicherweise blieben sie seiner Gemeinde wenigstens eine Zeit lang verborgen, denn es waren Schwächen, die sich weniger nach außen hin kund thaten; der Vicar war trotzdem ein sehr interessanter Mann, der in allen Gesellschaften die erste Geige spielte, und wenn er in seinem eigenen Hause dieses unschätzbare Instrument nicht auf diese Art brauchen konnte — was that es?

Seine Frau verrieth es nicht. Es war vielleicht sogar besser, daß dieses Scheinen, Glänzen und Hervortreten mit seiner Persönlichkeit, all dieses zur Schaustellen seiner liebenswürdigen, geselligen Eigenschaften dort aufhörte, dies würde in einem zu großen Kontrast gestanden haben mit dem harten Kampfe, der dort täglich mit Armuth, Mangel und nagender Sorge geführt ward.

Jeder Sonnenschein, der jetzt noch die Familie traf, ging von den Kindern aus. Sie waren alle gut und liebenswerth, trotz einer gewissen rauhen Natürlichkeit, besser in ihrer Selbstständigkeit und ihrer Fröhlichkeit inmitten aller Entbehrungen, denn die feiner gebildeten Sprößlinge reicher Familien. Sie beklagten sich nie, mochte die Kost noch so mager und einfach sein, und der treuen Bridget irische Leichtherzigkeit und ihrer Mutter angeborenes Talent, aus Allem das Beste zu nehmen, war ihnen eine große Hülfe und ein gutes Vorbild in ihrem an Entbehrungen so reichen Leben. Josephine in ihrer Geschicklichkeit lehrte sie mancherlei, die kleinen Mädchen fingen an zu nähen, in der Wirthschaft hülfreich zu sein und das jüngste Kindchen zu warten, während die Knaben sich im Garten beschäftigten und der Mutter viele kleinen Dienste erwiesen, und dies in einem Alter, da die meisten Kinder sich noch in einer Art Hülflosigkeit befinden und selbst behütet werden müssen. Der unaufhörliche Thätigkeitstrieb solcher kleinen Menschen, der in wohlhabenden Häuslichkeiten sich nur im Zerstören und Unheilanrichten ausläßt, wurde hier zur Nützlichkeit angeleitet und bewirkte Gutes

statt Nachtheil. Die Arbeit war ihr Spiel, und „Mutter zu helfen" ihr schönstes Vergnügen. Es finden sich in Frau Scanlan's Tagebuche manche hierauf bezüglichen Stellen.

„Heute Morgen fand ich Adrienne auf einem Stuhl am Plättbrett stehen, Taschentücher plättend, und für einen ersten Versuch gelang es ihr sehr gut. Sie will es jetzt immer thun, meinte sie in glücklichem Stolz; und wenn es ihrem armen Rücken, der immer noch nicht so kräftig ist, wie ich es wünschte, nicht schadet, will ich sie nicht daran hindern. Aber das nächste Kind darf sie nicht tragen."

Also wieder ein Kind!

An einer anderen Stelle heißt es:

„Cäsar und Louis gingen allein nach dem Pfarrhause, einen großen Büschel Blumenkohlpflanzen zu holen, ein Gemüse, welches meine Kinder so gern essen. Sie sagen, wenn ich es à la Française bereitete, brauchten sie kein Fleisch zu Mittag. Die kleinen Burschen legten die Pflanzen selbst ein, Papa hatte versprochen, es ihnen zu zeigen, aber er war nicht da. Edward interessirt sich gar nicht für den Garten, während meine beiden Söhne geborene Gärtner sind und jeden Zoll breit des Bodens und Alles, was darauf blüht und wächst, lieben. Ich wünschte, sie könnten den Garten fruchtbarer und ergiebiger machen, damit wir nicht so viel vom Rector annehmen müßten. Es thut nie gut, selbst von dem besten Nachbarn oder Freunde zu sehr abhängig zu sein, sich ihm zu tief verschuldet zu fühlen. Das sage ich den Kindern oft und ermahne sie, recht

tüchtig zu werden, damit sie lernen, sich selbst den Weg durch's Leben zu bahnen, wie es ihr Loos sein wird; und je früher sie selbstständig und unabhängig werden, desto besser.

„Gestern mußte ich ihnen erklären, daß sie fortan keinen Zucker mehr in den Thee bekommen könnten — die Colonialwaaren sind zu theuer. Bei der ersten Tasse machten sie ein saures Gesicht, aber sie beklagten sich nicht; zuletzt ging es schon besser und sie sagten: „was ihre Mutter thäte, müßten sie auch können." Meine Kinder sind wirklich herzensgut und sehr verständig."

Als nun Josephine sah, daß sie diesen Kindern trotz ihrer Jugend mehr vertrauen konnte und sie höher achten mußte, als den Vater, da kam es nach und nach, daß sie sie am meisten liebte. Eine traurige Wahrheit, wird sich aber eine Mutter darüber wundern? Ich wenigstens thue es nicht.

In keinem Hause ist es ganz trübe oder dunkel, so lange noch gute, fröhliche Kinder darin sind. Die kleinen Scanlans waren ein lustiges Völkchen, besaßen eine nie versiegende Quelle der Heiterkeit in sich und ihr Glück strahlte auf die Mutter zurück. Sie war noch jung genug, um mit ihnen ein Kind zu sein und an ihren Festtagsfreuden Theil zu nehmen: an dem Suchen der ersten Schlüsselblumen, dem Heumachen, der Nußernte und im Winter am Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren. Es giebt auf dem Lande das ganze Jahr hindurch immer solche kleinen Lustbarkeiten in reichem Wechsel. Der Vater war selten dabei gegenwärtig. Sie waren nicht „nach seinem Geschmack", und wenn er

einmal daran Theil nahm, langweilte er sich so, daß die Kinder ihn lieber fort wünschten.

Den schönen Anblick, wie ein Vater einen Festtag mit all seinen Kindern um sich her genießt und von seinen wichtigen Geschäften sich mit vollem Herzen ihren kleinen Interessen zuneigt, sich selbst vergessend in der Freude, sie glücklich zu machen, mit einem Glück, dessen sie sich noch lange erinnern werden, wenn er schon in seinem Grabe ruht — diesen schönen Anblick sah man in der Familie des Vicars nicht. Und wenn diese Thatsache vielleicht den Leuten auffiel, so fanden sie gleich Entschuldigung dafür. Der arme Herr Scanlan war so mit Amtsgeschäften überhäuft, die Pflichten im Kirchspiele nahmen ihn so in Anspruch, daß er selten bei seiner Familie sein konnte.

Das war die Wahrheit, doch wunderbarer Weise schien keiner zu Hause seine Gegenwart zu vermissen. Unwillkürlich zeigten die Kinder es; als sie heranwuchsen, wurde es schwer — denn sie waren sehr freimüthig und offen — ihren Vater nicht merken zu lassen, daß sie verschiedene schwache Punkte in seinem Charakter entdeckt: Ungenauigkeit und Uebertreibung in seinen Angaben, Selbstsucht und Ungerechtigkeit in seinem Handeln, eine Entdeckung, welche, wenn Herr Scanlan darum gewußt, ihm durchaus nicht angenehm gewesen sein konnte.

Eine leise Ahnung davon mochte ihn doch ab und zu berühren, er vermied es jetzt, wenn es nicht durchaus nöthig war, in Cäsar's ehrliche Augen zu blicken, welche zuweilen bei seines Vaters Reden und Thun

mindestens großes Erstaunen ausdrückten, und er liebkoste die kleine Adrienne nicht mehr so viel wie sonst, weil sie ihn manchmal, wenn er „Mutter gekränkt", wie ein Schatten begleitete und ihn mit so stillem, sanftem Vorwurf ansah, daß er es nicht aushalten konnte. Des Vicars Liebe: „immer Lob und Beifall zu finden", war so groß, daß er es nicht einmal von einem Kinde zu ertragen vermochte, wenn es ihn tadelte; aber trotzdem that er nichts, sich zu ändern und sich Anerkennung zu verdienen, er wurde nur ärgerlich und ergriff das gewöhnliche Mittel eines bösen Gewissens — er entfernte sich von Hause mehr und mehr.

Arme Josephine! Wie schwer muß es ihr geworden sein, ihn, den Gatten, nicht nur vor sich selbst zu entschuldigen, sondern auch den scharfsichtigen Kindern gegenüber, deren Gefühle noch so frisch und warm waren und sich ungestüm äußerten. Und wenn es keine Ausrede, keine Entschuldigung gab vor ihrem unbestechlichen Gerechtigkeitssinn und Pflichtgefühl — vor dem das Beschönigen eines Unrechtes jämmerliche Schwäche und Feigheit ist — dann blieb ihr nichts, als den Kindern gegenüber in Betreff ihres Vaters zu schweigen — welche furchtbare Prüfung für sie!

Der einzige Trost war noch der, daß Niemand die Verhältnisse im Hause des Vicars genau kannte. Die ganze Gemeinde beklagte Frau Scanlan darüber, daß sie so geringe Mittel und eine so große Familie habe, daß sie, die eine so anmuthige, hochgebildete und feine Dame sei, sich so aller Geselligkeit fern halte und wohl niemals in eine Lebensstellung kommen werde, wo sie

den ihr gebührenden Platz einnähme und ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen brauche. Aber um das Eine, um das sie sich selbst bemitleidete, darum bedauerte sie Keiner, denn Niemand kannte die Oede und Leere in ihrem Herzen, wo einst ihr Idol gestanden, und wo jetzt statt eines immer frischen Jauchzens, ein trübes Schweigen herrschte, wo stille Duldsamkeit und Ertragen die Stelle des Glückes und der Liebe eingenommen hatte.

Es war wohl kein Wunder, daß Josephinens Schönheit erblaßte, daß ihre Fröhlichkeit erstarb, wenigstens nur noch in Gemeinschaft mit den Kindern, ihren eigenen wie fremden, hervortrat. Den Umgang mit Erwachsenen vermied sie ganz, und die Nachbarn, bei denen sie einst so allgemein beliebt gewesen, sagten unter einander, daß Frau Scanlan nicht mehr so angenehm sei wie früher, daß die häuslichen Sorgen sie überbürdeten und sie dadurch fast hart und kalt geworden sei. Einige bedauerten sogar den armen Mann, der von seiner Gattin so wenig habe, und sie begriffen es wohl, weshalb er so viel und zwar allein ausginge. Ein Paar verheirathete Damen, die sehr wohlhabend waren und keine Familie hatten, gingen so weit, Josephine öffentlich darum zu tadeln und erklärten, es sei einzig und allein ihr Fehler, wenn sich Herr Scanlan zu viel den Freuden der Geselligkeit überlasse.

Natürlich erfuhr Frau Scanlan diesen Ausspruch wieder. Ohne etwas darauf zu entgegnen, schlossen sich ihre Lippen noch fester und noch strenger wurde der Zug um ihren einst so lieblichen, fröhlichen Mund.

Niemals sagte sie ein Wort zu ihrer Vertheidigung, sie hatte nur ein stolzes Schweigen.

Mehr und mehr wandten sich selbst die freundlichsten ihrer Nachbarn von ihr und überließen sie ihrem einsamen Leben in dem Landhause, welches mindestens eine halbe Stunde von Ditschley entfernt lag. Oft vergingen Wochen, ohne daß Jemand zu ihr kam, und geschah es, so war es doch nur eine förmliche Visite, die aus Höflichkeit und aus Achtung für den Vicar noch gemacht und auch von Josephine nach einem langen Zwischenraum erwidert wurde.

Herr Scanlan war noch immer sehr populär; wenngleich man nicht mehr so wie Anfangs für ihn schwärmte und in seine Predigten stürzte, so mochte man ihn immer noch sehr gut leiden und in jeder Gesellschaft war er willkommen. Aber mit seiner Frau eine Bekanntschaft aufrecht zu erhalten war fast unmöglich, wie die Damen meinten.

Eine Person aber blieb ihr in treuester Freundschaft ergeben, und das war der Rector. Er bekundete es nicht in vielen Worten und äußeren Zeichen, er war dazu zu wenig demonstrativ, aber er sprach immer mit der höchsten Verehrung von ihr, nannte sie „eine edle, ausgezeichnete Dame" und hob es besonders hervor, daß sie ein Geheimniß bewahren und schweigen könne.

Obgleich er ihr nie wieder ein Geschenk machte — etwas in Josephinens freundlichem Dank für das seidene Kleid zeigte seinem Zartgefühl, daß es sie bedrücken würde — so war er doch unerschöpflich in gütiger Vorsorglichkeit für das Wohl der Kinder.

Herr Oldham erhöhte das Gehalt seines Vicars nicht, obgleich dieser ziemlich derbe Anspielungen in dieser Hinsicht machte, aber er unterstützte den Haushalt auf eine stille, doch sehr wirksame Weise, die oft nur Josephinen und Bridget bekannt wurde. Die Letztere zollte Herrn Oldham großen Respect, so weit dies nämlich vereinbar war mit ihrer Mißachtung der Männer im Allgemeinen und der Prediger im Besonderen.

„Ich möchte meine Madame einmal auf die Kanzel stellen können", sagte das vortreffliche Mädchen, das in einer Zeit lebte, ehe die große Frage der Frauenrechte behandelt wurde. „Mich sollte wundern, was sie reden würde, jedenfalls etwas Besseres als die meisten Männer und, was mehr ist, sie würde nach ihren Worten handeln, was man gerade nicht von allen Predigern behaupten kann. Die haben ihre Religion im Kopfe und im Munde, ich möchte sie etwas mehr in ihrem Lebenswandel finden."

Hieraus wird man ersehen, daß man in der Familie des Vicars nicht gerade sehr „religiös" war. Sie hielten alle Formen der Frömmigkeit inne, zweimal wurde täglich gebetet, die Bibel lag stets auf Herrn Scanlan's Pult aufgeschlagen und er las daraus vor, besonders viel aus den Episteln, so daß Alle im Hause diese beinahe auswendig kannten. Aber Bridget erzählte mir einst, ihre Herrin habe ihr vertraut, daß es eine Zeit gegeben, da sie manche Stellen aus der Bibel gar nicht anhören konnte, bis sie später nach einem zur Seite legen derselben mit frischer und freudiger Seele, die sich frei gemacht von allen damit verknüpften pein=

lichen Erinnerungen, wieder daran ging und sich erhoben und erbaut fühlte.

So wurde der Kampf mit den Sorgen im Hause weitergeführt, die Familie lebte, was man so nennt, „von der Hand in den Mund", und es bedurfte zuweilen Josephinens ganzer Wachsamkeit, daß diese Hand auch vollkommen rein und ehrlich blieb. Denn der Wahlspruch der de Bougainvilles: Noblesse oblige, welcher ihnen bedeutete, daß ein Gentleman eher verhungern, sterben könne, doch nie borgen oder betteln müsse, dieser Glaube wurde nicht von allen Seiten in der Familie aufrecht erhalten.

Es war der Mutter schwerste Aufgabe, die Kinder zu lehren, in ihren Thaten jene Ehrenhaftigkeit zu bekunden, von welcher der Vater sprach, ohne an sie zu glauben oder sich immer streng an sie zu halten.

Als nun endlich das Schlimmste kam, als ihre „Verlegenheiten" so herangewachsen waren, daß das Jahreseinkommen die Ausgaben nicht zu decken vermochte, da erkannte Josephine, welch ein Todesstoß es für den ehelichen Frieden und die Eintracht in der Familie ist, wenn der Mann eine andere Ansicht von Recht und Pflicht hat, als die Frau, noch schlimmer, wenn nur die Letztere überhaupt eine bestimmte, unerschütterliche Ueberzeugung in diesem Punkte besitzt.

Der Zusammenstoß kam plötzlich, denn der Vicar konnte wochenlang lächelnd an einem Abgrunde dahinwandeln, ohne einzugestehen, es sei eine gefährliche Lage, oder ohne überhaupt davon zu sprechen. Er mochte

nun einmal „unangenehme Dinge" nicht berühren; er überließ dies lieber seiner Frau.

„Arrangire Du Dirs, Du verstehst es immer so wohl zu ordnen", sagte er zu ihr.

Diese Schmeichelei vermochte jetzt nur ein vorübergleitendes Lächeln bei ihr zu erwecken; aber sie suchte doch immer der Verlegenheiten Herr zu werden und sie zu beseitigen.

Aber es kam ein Tag, als dies nicht mehr in ihrer Macht stand, als sie darauf dringen mußte, daß ihr Mann eingehend mit ihr über ihre schlimme Lage und ihre Verhältnisse spreche.

Herr Scanlan zeigte sich sehr erstaunt. Gewiß sah seine Frau die Sachen einmal wieder zu schwarz und ihre Angst war eine übertriebene.

„Es ist kein Irrthum", erwiederte sie ruhig, doch mit glühenden Wangen. „Sieh her!"

Sie gab ihm ein Verzeichniß der Summen, die sie schuldeten, und des Geldes, welches sie besaßen, um sie zu bezahlen. Es war ein starkes Deficit.

Der Vicar nahm das Blatt sorglos in die Hand.

„Wie hübsch und sauber Du das Alles niedergeschrieben hast und wie gut und richtig es gerechnet ist. Wahrhaftig, Josephine, Du solltest Dich um eine Stelle als Kassenbuchhalter bewerben."

„Ich wünschte, ich könnte es", sagte sie halblaut; aber ihr Mann hörte es nicht oder wollte es nicht hören.

Plötzlich wurde er ernster und rief ärgerlich, auf die Zahlen deutend:

„Du solltest mir das früher mitgetheilt haben, meine Liebe.“

„Ich that es, aber Du wolltest nichts davon hören, ich sollte Dich nicht damit quälen, antwortetest Du mir, und ich würde es auch jetzt nicht gethan haben, wäre es nicht zum Aeußersten gekommen.“

„Was meinst Du mit diesem „Aeußersten“? Wie war es möglich, daß es dahin kam? Es muß Deine Schuld sein, Du hast ja die Besorgung aller Angelegenheiten, Du bezahlst ja alle Rechnungen?“

„Nicht alle“, erwiederte sie und legte ihm ein zweites Blatt vor, auf dem in zwei verschiedenen Colonnen mit der Ueberschrift „Häusliche Ausgaben und Papa's Ausgaben“ eine Reihe von Zahlen stand. Es war seltsam, wie beide Summen fast ganz die gleichen waren, worüber der Vicar sehr ärgerlich wurde. Er machte ein Paar bittere Bemerkungen, welche seine Frau mit eisernem Schweigen hinnahm.

Ich will Josephine Scanlan hier gewiß nicht loben, ich fürchte, es war nach und nach eine Art harter Strenge über sie gekommen, welche ihrem Manne bei seiner leichtlebigen und raschen Natur unendlich kränkend sein mußte. Er hatte sie noch in seiner egoistischen Weise lieb, und wollte ihre Liebe und Anerkennung nicht verlieren. Es würde ihm natürlich angenehmer gewesen sein, wenn sie ihre Arme um seinen Hals gelegt und zärtlich gesagt: „Laß gut sein, lieber Edward!“ und damit die ganze Angelegenheit beendet hätte, statt daß sie nun so ernst und gerade ihm gegenüberstand, wie eine Art häuslicher Themis, mit einer Hand auf

die Rechnungslegung deutend, während sie die andere auf ihr Herz preßte, dessen wildes, stürmisches Klopfen ihr Gatte nicht ahnte.

Sie wußte, das Schwere mußte geschehen, und sie that es und zwar in der Art, welche ihr die beste und richtigste schien; vielleicht hätte es noch eine etwas sanftere Weise gegeben, aber sie würde auch nichts gefruchtet haben. Die Hülfe und Stütze, welche der Mann seinem Weibe immer und besonders in der Stunde der Noth sein soll, hatte Josephinen stets gefehlt. Sie hatte so oft an sein Gewissen, an sein Pflichtgefühl appellirt, und der Versuch war mißlungen, es war ihr nicht die Antwort geworden, welche selbst ein Gatte ertheilt, der momentan abgeirrt war, aber durch sein eigenes Rechtsbewußtsein sich wieder ermannte — und so that Josephine jetzt keinen derartigen Schritt mehr.

In tiefem Schweigen stand sie da, bis der Strom seiner bitteren Worte sich erschöpft, dann sagte sie:

„Ohne noch mehr zu reden, schiene es mir besser, wir überlegten, was wir thun müssen."

„Thun? Was können wir wohl thun? Ich möchte wissen, warum Du eigentlich mit diesem Allen zu mir kommst? Ich bin kein Mydas — ich kann nicht Kiesel in Gold verwandeln."

Inmitten seines Aergers vermochte der Vicar doch nicht ein Lächeln über seinen witzigen Vergleich zu unterdrücken.

Seine Frau könnte erwiedert haben, daß Geld gleich Kieselsteinen fortzuschleudern, mehr in seiner Art ge=

legen, doch unterdrückte sie die scharfe Antwort und schwieg.

„Ich weiß wirklich nicht, was wir beginnen sollen", fuhr der Vicar fort. „Wenn wir Verwandte oder Freunde hätten, uns an sie zu wenden" —

„Glücklicher Weise haben wir keine."

„Warum nennst Du dies ein Glück? Doch ich weiß ja, Du hast gewisse Schrullen über diesen Punkt, aber Du bist im Unrecht, Josephine. Freunde sollen einander helfen. Sagt nicht selbst die heilige Schrift: „Gieb dem, der Dich bittet, und wende Dich nicht von dem, der Dir abborgen will."

„Aber die Schrift sagt nicht: Gehe hin und borge, wenn Du auch bestimmt weißt, daß Du die Schuld nie wieder abtragen kannst."

„Unsinn; mit der Zeit würden wir sie bezahlen."

„Es wäre möglich, doch möchte ich das Experiment nicht wagen. Nein, glücklicher Weise für uns und sie haben wir keine Freunde, von denen wir borgen könnten."

Sie sprach mit so ruhiger, klarer Stimme, daß ihr Mann sie ansah, nicht wissend, ob sie im Ernst oder Scherz rede. —

„Du bist eine eigenthümliche Frau, Josephine, viel wunderbarer, als Du sonst zu sein pflegtest; ich verstehe Dich oft gar nicht mehr. Doch da Du meinen Vorschlag verwirfst, so will ich einmal Deinen Plan hören. Ich überlasse Dir die Sache, denn mir ist das Ganze sehr zuwider."

Und mit einer ärgerlichen und beleidigten Miene warf er sich in die Sophaecke.

Seine Frau setzte sich zu ihm und schlug ihm vor, einen Theil ihrer Juwelen, die sehr kostbar und ihr jetzt fast nutzlos waren, zu verkaufen. Aber sie hatte ohne den Wirth gerechnet. Das Opfer, welches ihr gering erschien, fand er schrecklich, ganz unausführbar.

„Wie, Du willst Dich von diesen prachtvollen Diamanten und Smaragden trennen, die so sehr bewundert wurden und Deinen Anzug immer so distinguirt machten, selbst wenn er noch so einfach war? Und sie gar hier in Ditschley verkaufen, damit irgend eine Deiner Nachbarinnen sich unter Deinen Augen damit schmückt und die ganze Welt erfährt, wie arm wir sind? Unmöglich. Das gestatte ich nicht, den Gedanken gieb für immer auf."

Da Josephine aber noch immer bei ihrem Vorschlag verharrte, es schien ihr die einzige Rettung aus dem drohenden Elend, machte er einen andern Angriff und wandte sich an ihr Gefühl.

„Ich bin erstaunt über Dich. Meine Geschenke, die Gaben meiner Eltern willst Du verkaufen, diesen werthvollen Schmuck, in dem Du bei der Hochzeit so reizend aussahst? Josephine, Du mußt ein Herz von Stein haben."

„Meinst Du? Oh, ich wünschte fast, es wäre so!" rief sie, und als ihr Mann seinen Arm um sie legte, brach sie in einen Thränenstrom aus.

Er liebkoste sie und suchte sie zu beruhigen, und sie fing an, ihn zu entschuldigen und zu glauben, es sei

ein Beweis der Liebe, daß er nicht wolle, sie solle die Erinnerungszeichen an jene lichten Tage fortgeben.

„O, Edward", sagte sie, ihr Haupt gegen seine Schulter lehnend, „wir hatten uns einst so lieb."

„Hatten? Ich hoffe, wir lieben uns noch. Du bist eine vorzügliche Frau und ich thue mein Bestes, Dir ein guter Gatte zu sein. Wir würden nie diese kleinen Zwistigkeiten haben, wenn Du etwas mehr auf meine Worte hörtest und nicht so fest an Deiner Meinung hingest. Bedenke, der Mann ist das Haupt der Frau und sie muß ihm gehorchen."

Hierbei nahm Edward Scanlan eine sehr wichtige und herrschermäßige Miene an, wie immer, wenn seine Josephine sich einmal besonders weich und demüthig zeigte. Es lag in seinem Charakter sich dem Nachgebenden gegenüber herrschsüchtig zu benehmen, und der Energie gegenüber sanft.

„Ja, meine Liebe, es wird nicht anders werden, Du mußt mir ein Wenig mehr den Willen thun. Die Wurzel all unseres Elendes ist unsere Armuth, und der ist nie abzuhelfen, wenn wir für ewig hier in diesem Landstädtchen bleiben, in dem man mich lange nicht genug würdigt und zu schätzen weiß. Ich habe es schon so oft gesagt, wir müssen nach London ziehen."

Frau Scanlan richtete sich auf und ward so bleich, daß ihr Mann erschrak.

„Du bist krank; trink ein Glas Wein. Bridget, hierher, Bridget!"

„Rufe sie nicht, ich bedarf ihrer nicht! Wir haben auch keinen Wein im Hause."

„Schlimm genug, Wein müßte immer da sein", erwiderte der Vicar ärgerlich, denn das war auch eine der Streitfragen. Er war noch in der alten Schule groß geworden, in der man geistige Getränke für nothwendig und heilsam hielt. Der alte Herr Scanlan hatte täglich seine Flasche Portwein getrunken und Edward doch mindestens drei bis vier Gläser. Gegenüber der großen Enthaltsamkeit ihres Vaters mißfiel dies Josephinen sehr und ihr Mann hatte auf ihre Bitte sich den täglichen Genuß des Weines abgewöhnt, ehe es aus ökonomischen Rücksichten nöthig ward. Da er durchaus keine besondere Neigung zum Trinken hatte, wurde es ihm nicht schwer, dennoch genoß er gern ein gutes Glas Wein bei Anderen, und zuweilen murrte er, daß auf seinem Tische keiner wäre.

„Nein, Josephine, diese armselige, kümmerliche Existenz ertrage ich nicht länger", begann er von Neuem. „Daß ein Mann wie ich in diesem Neste bleiben soll, fast jeder Annehmlichkeit des Lebens beraubt und daran gehindert, den ihm gebührenden Platz in der Welt einzunehmen, das ist eine Schande. Es muß irgend Einer die Schuld daran tragen."

„Wer?"

Vor ihrem flammenden Blick senkte sich der seine.

„Du nicht, meine Liebe, ich wollte Dich nicht anklagen; auch nicht die Kinder — obgleich es nicht zu leugnen ist, daß ein Mann mit einer großen Familie viel mehr gehindert ist und im Leben weiter zurückbleibt, als einer, der keine hat. Aber die armen Kleinen kön-

nen doch nicht dafür. Dennoch glaube ich bestimmt, es würde für sie und Dich viel besser sein, wenn wir in einem größeren Kreise, in einer andern Sphäre leben. Wir müssen nach London übersiedeln."

Er sprach dies Wort müssen sehr zögernd, da er seiner Frau Meinung über diese Angelegenheit kannte.

Diesen Zankapfel hatte Herr Summerhayes, der Maler, zwischen die Gatten geworfen. Er hatte Edward Scanlan überredet, und nur zu gern ließ dieser sich überzeugen, daß sein großes Rednertalent hier in der Provinz rein untergehe, daß ihm in der Metropolis die Zuhörer nur so zuströmen würden, da irische Beredtsamkeit dort sehr hoch geschätzt werde. Er würde in London bald so populär werden, wie er es in Dublin gewesen, und aus den vermietheten Kirchenstühlen müsse er ein gutes Einkommen beziehen, noch ganz abgesehen davon, daß er als Prediger einer englischen Kirche viel anders dastehe, als der Vicar in einer Gemeinde auf dem Lande.

Bis jetzt war es Josephinen immer noch gelungen, dieses Hirngespinst ihrem Manne auszureden, indem sie klar bewies, daß diese Voraussetzungen auf Zufälligkeiten beruhten, auf Annahmen, die vielleicht nicht existirten, und daß es ein kühnes Wagniß sei, um sehr zweifelhafte Erfolge zu erringen. Ihre Beweisgründe waren so schlagend, daß Edward Scanlan mit der ihm eigenen Unselbstständigkeit, welche stets dem zuletzt Sprechenden Recht gab, auch ihr beistimmte, wenigstens Anfangs. Nach und nach kam er aber immer von Neuem auf das Thema zurück; besonders wenn er leidend oder in

übler Laune war, brachte er alle die alten Klagen über seine Stellung hier und die glänzenden Aussichten dort wieder vor, gerade als ob sie noch niemals darüber gesprochen, seine Frau sie nie bekämpft und ihm klar bewiesen hätte, daß solch ein Unternehmen mehr als unklug, der reine Wahnsinn sein würde. Nachgerade hatte sie es aufgegeben, mit ihm über die Sache zu disputiren, sie schwieg — blieb aber fest bei ihrer Meinung. An dem Tage jedoch, als sie ihn bestimmter als je sah, mußte sie sprechen, und sie sagte energisch:

„W i r d ü r f e n nicht nach London ziehen, Edward. Es würde für mich, die Kinder und Dich selbst der Untergang werden.“

„Ja, das ist es,“ entgegnete er bitter. „Zuerst Du, dann die Kinder, zuletzt kommt Dein Gatte — so war es ja stets.“

Ganz zufällig war ihr diese Form der Rede gekommen, und wenn ihr eine große Wahrheit zum Grunde lag, so wurde diese von ihr in dem Moment nicht erkannt. Bei dem ungerechten Vorwurf ihres Mannes empörte sich ihre Seele.

„Ich denke niemals zuerst an mich; es ist nicht meine Art — die keiner Mutter. Mein ganzes Leben weihe ich Dir und den Kindern, das weißt Du. Aber ich will meine armen, unschuldigen Kleinen nicht hier fortgeführt sehen, wo wir doch wenigstens Brot haben zu unserer Sättigung und einige Freunde, welche sich uns gütig erweisen; in London würden wir verhungern. Das will ich nicht, Edward, ich leide es nicht.“

Josephine sprach so laut und heftig, daß Adrienne

ihr kleines Gesicht ängstlich durch die Thürspalte steckte, um zu fragen, ob „Mutter gerufen habe?“ Da kam diese augenblicklich wieder zur Besinnung.

„Nein, mein Liebling“, sagte sie leise und führte sie wieder hinaus, „lauf zu Deinen Geschwistern; Papa und ich wir haben Wichtiges zu besprechen.“

Dann wandte sie sich um und sagte sehr sanft:

„Mein Gatte, ich bitte Dich um Verzeihung!“

„Das hast Du auch nöthig,“ erwiderte er finster. Doch es lag nicht in seiner Natur, lange zu grollen, und da sie noch mehr Entschuldigungen machte, wurde er leicht besänftigt.

Als sie aber wieder völlig versöhnt waren, begann Josephine von Neuem:

„Lieber Edward, meine Ansicht vermag ich dennoch nicht zu ändern. Ich kann Deinem oder besser Herrn Summerhayes' Plan nie beistimmen.“

„Du warst von Anfang an gegen meinen Freund ungerecht. Er ist ein prächtiger Mensch, mehr werth als ein Dutzend dieser dummen Leute in Ditschley — Gefährten, die meiner ganz unwürdig sind. Aber wenn Du mich nicht an dem mir gebührenden Platz sehen, wenn Du Deinen Mann wie einen Edelstein im Staub begraben willst — nun so sei es, thue nach Deinem Willen. Aber dann mußt Du auch die Folgen davon tragen!“

„Das will ich!“ entgegnete sie fest.

Dann wurde ihr Herz wieder weich. Sie war so heftig gewesen und Edward so sanft geblieben, er hatte ihr so vollkommen nachgegeben, daß ihre großmüthige

Seele sich auflehnte, das Opfer anzunehmen. Sie würde es zurückgewiesen und seinen Willen gethan haben, hätte es sich um sie allein und nicht um die Kinder gehandelt. Ihre sechs lieben, theuren Kinder standen abmahnend vor ihren Augen. Sie dachte an London dieses große Babylon, welches sie nur einmal gesehen, als sie von Irland nach Ditschley reiste, dieses London, wo inmitten aller Pracht und alles Reichthums die Armen doch so leicht aus Mangel sterben können. Wenn ihr Mann keinen Erfolg hatte, was sollte aus ihren Kindern werden — konnte sie sie verhungern sehen? Nein, sie durfte nicht einwilligen. Nebenbei wäre selbst ihre Zustimmung nutzlos gewesen, sie besaßen ja kein Geld, nur die Reise zu bestreiten.

Aber die Gewissensbisse wegen ihrer Heftigkeit und Strenge ließen sie heute geduldiger auf einen andern Vorschlag eingehen, den ihr Mann ihr schon oft gemacht, ohne sie zur Einwilligung bewegen zu können, nämlich den, Herrn Oldham um eine Erhöhung seines Gehaltes anzusprechen.

„Ich verdiene es," sagte der Vicar bestimmt, „ich thue alle Arbeit, er hat allen Lohn davon. Wo ich Hunderte erhalte, nimmt er Tausende ein. Ich möchte wohl wissen, was er für Einnahme jährlich hat und wer ihn einst beerben wird; sein Vermögen ist beträchtlich, aber er ist geizig, wie alle reichen Leute es sind. Er würde an einem Abkommen, welches er getroffen, bis zuletzt festhalten."

„Darin sehe ich nun nichts Schlimmes, wenn es ein redliches Uebereinkommen ist," erwiderte Josephine

lächelnd. „Ich finde Herrn Oldham auch durchaus nicht geizig. Bedenke, wie gütig er zu den Kindern ist.“

„Pah, die Kinder. Hat er mir je etwas besonders Gutes erwiesen? Sind meine Talente und Fähigkeiten je richtig von ihm erkannt, und hat er das Opfer gebührend gewürdigt, welches ich ihm bringe, indem ich sein Vicar bleibe, während ich doch so leicht — Aber ich will Dich nicht wieder kränken, meine Liebe, indem ich auf den Gegenstand zurückkomme.“

Trotzdem that es Edward Scanlan von Neuem, er gehörte einmal zu den Leuten, die Nein nicht für eine abschlägliche Antwort und Ja für keine Entscheidung nehmen, sondern immer dem Umstande vertrauen, daß andere Menschen gerade so schwach und unselbstständig wie er sein könnten. Endlich willigte Josephine ein, halb aus Verzweiflung und auch weil sie eine Art von Gerechtigkeit in der Forderung sah, daß der Rector um ein höheres Gehalt gebeten werden sollte.

Wer aber würde den schweren Schritt thun?

„Ich denke Du, mein Liebling; Frauen sind viel geschickter zu solchen Dingen, und Du bist eine der klügsten und tactvollsten Frauen.“

Josephine lächelte zu der „Schmeichelei“, obgleich sie noch nicht ganz taub für so süße Worte war, da sie sah, es sei die Schmeichelei der Liebe. Und ihr Mann fühlte in dieser Stunde eine tiefe, innige Zuneigung für sie. Sie hatte ihn aus großer Verlegenheit gerettet, hatte sich seinem Plane willig gezeigt, und so empfand er für eine augenblickliche Erleichterung jene leicht er=

regte, ebenso schnell vorübergehende Dankbarkeit, welche einen Theil seiner sorglosen Natur bildete.

Josephine dachte schweigend nach. Eigentlich kam es ihr nicht zu, die Forderung an den Vorgesetzten ihres Mannes zu stellen, aber wahrscheinlich würde sie es in passenderer Weise thun als Edward. Es war nicht ganz leicht, mit Herrn Oldham zu verkehren, möglicher Weise konnte ihr Mann das Ganze verderben. Jedenfalls war es ihm eine Bürde, das Schwere zu thun, und die meisten seiner Lasten hatte sie ja auf sich genommen, da ihre zarten Schultern sich in der Uebung zum Tragen derselben gekräftigt. Wie vielen Frauen ist dasselbe Loos geworden, und dann hat man sie noch getadelt, daß sie es so ruhig angenommen, hat sie wohl gar lächerlich gemacht und „männlich", „energisch" genannt. Sie allein wußten, was diese Männlichkeit sie gekostet.

„Mein Liebling," sagte Edward zärtlich, „bitte, geh' Du zum Rector, Du wirst die schreckliche Angelegenheit so wohl ordnen. Du hast eine Art, etwas zu sagen und zu thun, die Niemand beleidigt. Es ist ein ganz wahres Sprüchwort: „Einer kann ruhig ein Schaf stehlen, während der Andere noch nicht einmal ungestraft über seines Nachbars Zaun blicken darf."

„Und Du willst, ich soll das Schaf für Dich stehlen," sagte Josephine, sich innig an ihren Mann anschmiegend in dem Hoffen — wie oft war es schon getäuscht — daß er sich noch ändern könne, und daß er, wenn er reicher wäre, auch ein besserer und glücklicherer Mensch sein würde; und sie gelobte sich, daß,

wie es auch werden möchte, sie treu in unwandelbarer Liebe bei ihm stehen und ihm helfen wolle so zu werden, wie sie ihn als Vater ihrer Kinder zu sehen wünschte.

„Nun, ich will versuchen, uns aus dieser bedrängten Lage zu erlösen, vielleicht wird es fortan besser werden. Morgen will ich zu Herrn Oldham gehen.“ —

Fünftes Kapitel.

Dies „Morgen" von dem Josephine Scanlan so ruhig sprach, wurde der Wendepunkt in ihrem Leben.

Der Entschluß zu diesem Besuche im Pfarrhause ward ihr nicht leicht. Es schien ihr, als maße sie sich ein Recht und eine Pflicht an, die ihr Mann selbst hätte ausüben müssen, die er aber zu schwach war zu thun; und wenngleich mancher Frau dies Loos zu Theil wird, so muß es doch eine unedle, niedrige Natur sein, die sich darüber freuen kann und es gern sehen wird mit Gewalt zu einer Heldin gestempelt zu werden, weil ihr Mann ein Feigling ist.

Ja, das war der Schlüssel zu Edward Scanlan's Charakter; er war moralisch feige; physischen Muth besaß er wie die meisten Irländer, er würde sich, wenn es erforderlich gewesen, dem Schlunde der Kanonen gegenüber gestellt haben; er bedauerte es sogar oft, nicht Officier statt Prediger geworden zu sein; aber einer unrechten oder gar unerlaubten Forderung gegenüber Nein zu sagen, in einem eleganten Gesellschaftssaal in einem abgetragenen Rocke zu erscheinen, in Kurzem etwas Unangenehmes, Auffallendes oder Peinliches zu thun, war ihm so unmöglich, wie es seiner Frau unmöglich ge=

wesen wäre, es zu unterlassen, wenn es gethan werden mußte.

Sie wußte dies, die bittere Erfahrung langer Jahre hatte es ihr aufgezwungen, und deshalb nahm sie all ihren Muth zusammen, ihre zweifache Demüthigung durchzumachen, zuerst um eine Gunst zu bitten, welche vielleicht nicht gewährt wurde, und dann in des Rectors klugen Augen zu lesen, wenn er es auch aus Höflichkeit verschwieg, daß es ihres Mannes und nicht ihre Sache gewesen, in dieser Angelegenheit zu ihm zu kommen. Josephine mußte sich auch gewärtig sein, allerlei natürliche und richtige Fragen zu hören: Weshalb sie nicht mit ihren Mitteln auskämen? Andere Menschen hätten noch weniger und dabei eine zahlreichere Familie und beständen doch ganz gut. Möglicher Weise konnte Herr Oldham sich auch auf die Seite ihres Mannes und des jungen Malers stellen, Alle gegen sie, eine Frau — und ihr anempfehlen, daß sie nach London gingen, ihr Glück zu suchen.

Ihr Glück zu suchen! Ein schönes, kühnes Unternehmen für eine junge glückliche Frau, welche volles Vertrauen in ihren Gatten setzt, für den sie Alles aufgeben und ihm freudig bei jedem Wechsel des Lebens durch die Welt folgen würde. Zehn Jahre früher würde Josephine es noch mit heiterem Sinn gethan haben gegenüber dem Edward Scanlan, zu dem sie damals noch vollen Glauben und inniges Vertrauen hatte. Aber jetzt?

Nein, sie konnte es nicht, durfte es nicht."

Mit diesen sechs kleinen Kindern, die ihrem Schutze

anvertraut waren, die Gott ihr selbst geschenkt, ihre Krone des Glückes und Trostes zu sein, ihr Herz warm zu erhalten und ihr eine süße Hoffnung für die Zukunft offen zu lassen, die sich sonst vielleicht wie eine trübe Mauer vor ihr erhoben und sich über ihr geschlossen hätte — nein, da durfte sie nicht die wenn auch dürftige, doch immer noch gesicherte Existenz in Ditschley aufgeben, um einem Luftgebilde nachzujagen.

Der Gedanke, die Hoffnung, ihre Kinder von dem zu erretten, was sie für einen gänzlichen Untergang ansah, hielt das Gefühl bitterer Scham nieder, welches sie überkam, wenn sie erwog, daß sie zu Herrn Oldham, in welchen Worten es auch nun wäre, doch sagen mußte: „Geben Sie uns mehr Geld!"

Josephine konnte nicht ableugnen, daß ihr Mann in einer Hinsicht nicht Unrecht hatte; in Geldsachen war es etwas schwer, mit dem Rector fertig zu werden. Wenn er gab, so geschah es in liberaler Weise, aber er liebte es nicht, darum angesprochen zu werden; und er selbst war so peinlich ordentlich in all' seinen Geldangelegenheiten, daß er in Bezug darauf auch bei Anderen viel verlangte und seine Mißachtung jeder Sorglosigkeit und Ungenauigkeit nicht verleugnete. Zuweilen besaß der gute alte Herr auch die Macht, die Leute etwas einzuschüchtern, und eine so tapfere Frau Josephine war, sie fühlte doch ihren Muth sinken, als sie sich zu dem schweren Gange bereit machte.

Es war ein glühend heißer Vormittag in der Mitte des Juni. Ich kann mir Frau Scanlan's Erscheinung ganz genau vorstellen, denn ich weiß, wie sie an dem

Tage gekleidet war. Sie trug wie immer im Sommer ein lila Kattunkleid mit einer Pelerine von weißem Nanking darüber, und einen großen runden Hut aus weiß und schwarzem Stroh, wie sie damals Mode waren. Sie selbst flocht dieses Stroh zu Hüten für sich und die Kinder, und nicht nur daß diese Kopfbedeckung viel billiger als die modernen Hüte mit Blumen und Federn war, sie vereinte Kleidsamkeit und Nützlichkeit damit. Die breiten Krämpen dieses runden Hutes schützten gut gegen die heißen Sonnenstrahlen. Mit ihrer hohen, eleganten Gestalt, die noch graciös mädchenhaft war und der jeder Anzug gut ließ, sah die junge Frau, die noch nicht dreißig Jahre alt war, in der einfachen Kleidung sehr hübsch aus, und wenn auch manche der Damen in Ditschley das Kostüm vielleicht nicht ganz modern und passend nannte, so mußte doch jede gestehen, daß Frau Scanlan etwas in ihrem Wesen hatte, wodurch „die vornehme Dame" sich gleich bekundete.

Sie schritt schnell über den Anger und durch die Stadt, denn sie wünschte schwerer, sie bedrückender Gedanken ledig zu werden, und wenn nebenbei eine schlimme Sache gethan werden mußte, so lag es in ihrer Natur sie schnell abzumachen.

„Wenn ich gehängt werden sollte", sagte sie zuweilen, „dann wünschte ich nur, daß es schnell geschähe, jeder Aufschub ist mir zuwider."

Es war jetzt selten, daß Josephine einen Besuch machte. In Monaten war sie nicht in dem hübschen Hause des Rectors gewesen, und als sie es in der Schönheit des lachenden Sommermorgens vor sich liegen

sah, wurden alte Erinnerungen und vergebliche Wünsche erweckt. Wünsche nicht für sich, sondern für ihre Lieben. Wäre sie allein gewesen, so hätte sie ruhig in ihrem abgelegenen, einfachen Häuschen wohnen mögen, obgleich es jetzt nicht mehr so hübsch und anmuthig wie früher war; aber die immer mehr heranwachsenden Kinder vermochte sie kaum noch in den engen Räumen unterzubringen und an irgend welchen Comfort für sie war dabei gar nicht zu denken.

Auch jetzt, da die Mutter einmal fern von ihnen war, standen sie doch immer vor ihren Augen, die ganze kleine Schaar: Cäsar, der so tüchtig und männlich sich entfaltete, die zarte, schwächliche Adrienne, Louis, der klügste von Allen, Gabriele, die in der vollen Schönheit und Gesundheit, welche ihrer Schwester mangelte, heranwuchs, und Martin und Katharine, die beiden Kleinen, die aber anfingen, sich auch schon selbstständig auszubilden. Der Mutter Charakter war auf alle Kinder vererbt, keines war alltäglich, jedes hatte seinen eigenen entschiedenen Willen und bestimmte, ausgeprägte Neigungen und Anlagen. Arme kleine Wesen! Wie schwer würde es sein, ihre keimenden Talente, ihr Streben zurückzudrängen und sie heranwachsen zu sehen, nicht viel besser als die Kinder von gewöhnlichen Arbeitern — denn wie konnte es anders sein?

Die Mutter wußte ja oft nicht einmal, woher Speise und Kleidung für Alle zu nehmen; wer sollte die Mittel zu einer guten Erziehung geben? O, wenn sie nur etwas mehr Geld gehabt, nur die Brosamen, welche von des reichen Mannes Tische fielen, nur den zehnten Theil

dessen, was Herr Oldham so sorglos für seinen Garten, die Gewächshäuser und sein schönes, geschmackvolles Haus ausgab!

Josephine dachte zum ersten Male, ihr Mann habe doch nicht ganz Unrecht mit seinen Klagen gegen das Schicksal; die Glücksgüter und besonders das Geld seien doch sehr ungleich vertheilt, und es sei hart, daß dieser einsame, kinderlose, alte Junggesell so viel besitze und sie und ihre armen Kleinen so wenig.

Blickte der gute Gott mit gleichen Augen auf alle seine Geschöpfe? Sah er, wie sie litt? War es von irgend einem Nutzen, ihn um Hülfe anzurufen? Nicht in einem der überschwänglichen Gebete, welche ihr Mann Morgens und Abends hielt, an deren Phrasenreichthum sie sich schon so gewöhnt hatte, daß er meist achtlos an ihrem Ohre vorüberklang. Sie hörte selten darauf, oder wenn es geschah, mit einem leichten Kräuseln der Lippen und mit einem Unglauben an das Gebet selbst — und Gott verzeih' es ihr! an den Hörer desselben.

Josephine mochte tadelnswerth sein, ja sie war es. Sie sollte Christin genug gewesen sein, um den Schein von der Wahrheit unterscheiden zu können; klug genug, um zu erkennen, daß all die dunklen Wolken des irdischen Lebens wohl der Seele die Helle entziehen können, niemals aber die Sonne der Gerechtigkeit auszulöschen vermögen, die hoch über uns und für Alle scheint. Aber sie war tief zu bemitleiden, denn der Mann, der sie zu einer halb Ungläubigen gemacht, stand in der engsten Verbindung mit ihr, in welcher ein Mensch zum andern stehen kann; er war der Gesetzgeber ihres Lebens, der

Mittelpunkt ihrer Welt, ihr Priester, ihr Herr, ihr Gatte.

Gewöhnlich war sie zu sehr beschäftigt, um all diesen bösen Gedanken nachzuhängen, Gedanken, welche mit dem Unglauben an den Menschen beginnen und mit dem Zweifel an Gott endigen; an diesem Tage aber auf dem langen, einsamen ermüdenden Spaziergange hatte der Böse volle Gewalt, sie anzugreifen. Sie fühlte, seine schwarzen Fittiche sie umrauschen, bei jedem Schritt den sie that, und als sie endlich an der Pforte des Pfarrhauses angelangt war, warf sie diese mit Macht hinter sich ins Schloß, als könne es ihr dadurch gelingen, den dunklen Begleiter aus diesem stillen friedlichen Garten auszuschließen. Doch er verfolgte sie auch dorthin; er schien aus den abblühenden Laburnumbüschen und aus den Fliederhecken höhnisch nach ihr zu blicken, aus den Zweigen der Orangenbäume, die erst so süß und dann fast peinlich berauschend dufteten, und deren weiße Blüthen sie an Brautkränze und Hochzeiten erinnerten, die im vollen Sonnenschein des Glückes geschlossen werden und oft wie traurig enden! An viele Ehen, in denen keiner der Gatten besonders zu tadeln ist, und von denen man doch nur sagen kann, daß sie ein Mißgriff waren — ein trauriger Mißgriff.

„Aber Niemand weiß darum, Niemand soll es erfahren," sagte diese junge, noch nicht dreißigjährige Frau, die schon dreizehn Jahre verheirathet war, zu sich. Und dann bemühte sie sich, die schlimmen dunklen Gedanken zu bannen, und wandte sich vor allem Anderen der einen schweren Aufgabe zu, welche vor ihr lag.

Josephine fand Herrn Oldham nicht in seinem Studirzimmer, wie sie erwartet, sondern in der Veranda vor dem Hause sitzend. Es war so glühend heiß und das Buch, in dem er gelesen, mußte so uninteressant sein, daß er in seinem Armstuhle eingeschlafen war. Als sie auf ihn blickte, sah er so elend und kümmerlich aus, dieser einsame, alte Junggeselle, dem Niemand liebend und sorgend nahe stand, dessen Leben oder Sterben wohl Keinen schmerzlich berührte, daß sie, die Gattin und Mutter, welche ihn kurz vorher beneidet, jetzt ein tiefes Mitleid mit ihm fühlte. Ihre eigene Häuslichkeit mit den jungen, fröhlichen Stimmen, den lachenden, frischen Gesichtern ihrer Kinder stand in einem so auffallenden Gegensatz zu diesem öden Hause und verlassenen, schweigenden Garten, in dem die Bienen und Vögel summend und singend aus- und einflogen, so achtlos, als ob der alte Mann dort todt gewesen und nicht geschlafen hätte. Der Kontrast berührte Frau Scanlan tief und sie machte sich bittere Vorwürfe über ihre bösen neidischen Gedanken.

Es blieb ihr keine Zeit zu fernerem Denken; Herr Oldham erwachte und entschuldigte sich etwas verwirrt, so gefunden zu sein.

„Aber ich glaube nicht, daß ich wirklich schlief, Madame; ich dachte nur nach. In meinem Alter hat man viel Zeit zu solchen Betrachtungen. Ihnen bleibt gewiß wenig Muße dazu?“

„Keine Minute.“

Und der Gedanke, sie könne sich einmal, wenn auch

nur für zehn Minuten, so müßig niedersetzen mit einem Buche in der Hand, belustigte die junge Frau fast.

Der alte Herr war sichtlich erfreut, sie bei sich zu sehen, er holte ihr einen so bequemen Armstuhl wie der seine und dankte ihr innig, daß sie den heißen, langen Weg nicht gescheut, ihm einen Besuch zu machen.

„Es ist unbeschreiblich gütig von Ihnen und Sie sind mir sehr willkommen, Madame, ich bin so allein."

Seine höfliche Dankbarkeit machte Josephinens Gewissen schlagen. Sie erröthete tief mit einem Empfinden der Scham, und in großer Hast, die ganz von ihrer sonstigen anmuthigen Art zu sprechen abwich, sagte sie:

„Sie müssen mir nicht so dankbar sein, Herr Oldham, oder ich komme mir wie eine Heuchlerin vor. Mein Besuch heute geschah in meinem eigenen Interesse, ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen."

„Ich stehe Ihnen gern zu Diensten, Madame, und fühle mich trotzdem glücklich über Ihre Gegenwart." Als er aber bemerkte, wie sein Gast immer noch ängstlich und verlegen aussah, fuhr er fort: „Beruhigen Sie Sich, liebe Frau Scanlan, ich mag Ihre Offenherzigkeit gern, wenngleich sie eines alten Mannes Eitelkeit ein Wenig niedergedrückt hat. Wie konnte ich auch denken, daß Sie, eine so beschäftigte Hausfrau und Mutter, Ihre kostbare Zeit dazu verschwenden würden, um sich nach dem Befinden eines alten Junggesellen zu erkundigen."

„Sind Sie krank gewesen? Das wußte ich nicht."

„Niemand außer meinem Arzte, Dr. Waters, hatte darum gewußt. Sie kennen meine Abneigung, zum Gegenstande des Geklätsches zu dienen. Ich glaube, Frau Scanlan, wir verstehen einander jetzt."

„Ich hoffe es", entgegnete sie lächelnd, und den Wink recht deutend, fragte sie nichts mehr über seine Krankheit. Aber sie bemerkte, daß er elend aussah, und daß seine Hände etwas zitterten, dennoch war er so höflich und rücksichtsvoll wie immer, eher noch gütiger.

„So wollen wir uns hier niedersetzen und sprechen, und nachher müssen Sie meine Rosen ansehen. Eine der schönsten Sorten steht jetzt in voller Blüthe."

Blühende Rosen — und die schwere Aufgabe, die ihr bevorstand, es war ein großer Kontrast für die Frau des Vicars, aber sie machte eine gewaltige Anstrengung und begann zu reden. Da nun das Erste überstanden war, ging es besser, und der Rector half ihr durch sein höfliches, aufmerksames Schweigen, das weder durch einen Blick noch ein Wort unterbrochen wurde, bis sie mit ihrem Berichte zu Ende war, den sie in der kürzesten, einfachsten und verständigsten Weise dargelegt. Als sie schwieg, blickte er sie an — fragend, prüfend, wie es schien, doch mußte er befriedigt sein, denn er sah fort und zeichnete mit seinem Stock Figuren in den Sand.

„Sie glauben vielleicht, ich habe das, was Sie mir soeben vertrauten, nicht gewußt; doch dem ist nicht so. Ihr Herr Gemahl hat diese Sache zu verschiedenen Zeiten in Anregung gebracht, erst vor acht Tagen zum

letzten Male; ich gab ihm eine entschieden abschlägliche Antwort darauf."

„Eine abschlägliche Antwort, und er sagte es mir nicht. Er ließ mich hergehen, Sie wieder damit zu belästigen."

Für einen Moment trug Josephinens gerechte Empörung den Sieg über ihre Klugheit davon.

„Verzeihen Sie, Herr Oldham!" fügte sie sich schnell erhebend hinzu. „Ich sehe wohl ein, ich hätte nicht herkommen dürfen — aber mein Mann sagte" —

Sie brach ab, denn es war nicht immer klug, Edward's Worte zu wiederholen.

„Herr Scanlan sagte gewiß eine Menge unnöthiger Dinge, wie man stets thut, wenn man unwillig ist, und ich fürchte, ich habe ihn an dem Tage geärgert. Doch Sie müssen mir das verzeihen, Madame. Ihr Herr Gemahl ist sehr jung im Vergleiche zu mir, er könnte einem alten Manne wohl etwas zu Gute halten. Und das könnten auch Sie. Bitte, wollen Sie nicht wieder Platz nehmen, damit wir die Sache ruhig besprechen."

Josephine gehorchte, obgleich es ganz gegen ihr Empfinden war; aber der Rector war ein alter Mann, der sich ihr und ihren Kindern stets sehr gütig erwiesen. Sie hielt ihn für ihren wahren Freund, den einzigen, den sie besaß; denn verlassene Gattinnen, welche die Welt wohl beschützt glaubt, sind deshalb die alleinstehendsten Frauen. Da eine Stütze ihnen fehlt, können sie keinen Ersatz dafür haben, sie müssen ent-

weder Kraft genug erreichen, allein zu stehen oder hinsinken.

„Herr Scanlan theilte mir natürlich die Alternative mit — die sehr schlimme Alternative für mich" (hier war es schwer zu entscheiden, ob des alten Herrn Worte Wahrheit oder einen leisen Spott enthielten) „daß, wenn sein Gehalt nicht erhöht würde, er nach London übersiedeln müsse. Er hat wohl dort sehr gute Aussichten?"

Dieser letzte Ausspruch, der mehr einer Frage glich, wurde von Josephinen mit tiefem Schweigen beantwortet. Sie war so überrascht, alle diese Dinge, über welche ihr Mann ihr Schweigen auferlegt, gerade von demjenigen zu hören, den sie am letzten damit bekannt glaubte, daß sie kein Wort zu sagen fand.

„Oder er denkt gute Aussichten zu haben," fuhr der Rector fort, „und dies bedeutet bei Jemand von so sanguinischem, leicht erregbarem Temperament wie mein Freund Scanlan dasselbe. Aber bei einer so wichtigen Angelegenheit muß ich immer die Ansicht der Gattin auch hören. Was meinen Sie? Ist es Ihr Wunsch, Ditschley zu verlassen, Madame?"

„Nein, durchaus nicht!"

Der alte Mann schien erfreut über diese Antwort.

„Es ist mir lieb, dies zu hören; es würde mich wirklich betrübt haben, Madame, wenn Sie nach den langen Jahren Ihres Hierseins uns ohne jedes Bedauern verlassen hätten. Nebenbei finde ich gar nicht, daß sich so Erhebliches gegen Ditschley sagen läßt. Es giebt hier angenehme Nachbarschaft zur Geselligkeit, die

Lage ist hübsch und besonders die Luft für Kinder sehr gesund. Weshalb wollten Sie da nach London ziehen?"

„Mein Mann wünscht es."

„Ja, ich erinnere mich, er sagte, er würde dort mehr anerkannt werden und eine große Zuhörerzahl gewinnen, er sprach ferner davon, in den aristokratischen geistlichen Kreis zu kommen und dergleichen mehr. Er kann Recht haben, er ist klug und befähigt und ein sehr — hem! — sehr populärer Prediger; aber es wäre auch möglich, er täuschte sich. Ich sagte ihm, es hänge Beides vom Zufall ab; was wird aus ihm, wenn er kein Glück hat? Was wollen Sie mit den Kindern dann beginnen?"

Herr Oldham sprach in einer so gütigen und überlegten Weise, die deutlich zeigte, er hatte über die Angelegenheit nachgedacht, und zwar in einer Art, wie sich die meisten Menschen selbst mit den Verhältnissen ihrer nächsten Freunde nicht oft beschäftigen. Diese Bemerkung gab Frau Scanlan etwas ihres Muthes zurück. Der Rector war also nicht gekränkt, was auch für unangenehme Erörterungen zwischen ihm und ihrem Manne stattgefunden; dafür war Josephine dem alten Herrn innig dankbar und drückte ihre Erkenntlichkeit warm aus.

„Nein, nein, Sie sind mir gar nicht verpflichtet, vielleicht ich eher Ihnen. Es wäre mir lieb, wenn ich Ihre und meines Freundes Scanlan Gesellschaft einige Jahre länger hätte — bis zum Ende meines Lebens. Müßten Sie Ditschley verlassen, würde es mir wirklichen Kummer machen."

„Mir gewiß, und ich bin überzeugt," fügte die junge

Frau schnell hinzu, „mein Mann denkt ebenso. Er würde lange zögern, sein Vicariat aufzugeben, nur die höchste Nothwendigkeit könnte ihn dazu bewegen.“ Es schien Josephinen, als ob die Ursache ihres Besuches ihr unmerklich entschlüpfte, und so zwang sie sich, wieder auf den Punkt zurückzukehren. „Es kommt Alles darin zusammen, Herr Oldham: wir können nicht von dem Gehalte meines Mannes leben, und wir besitzen außerdem kein Vermögen, nicht einen Heller.“

„Wirklich? ich fürchtete es zuweilen, wußte es aber nicht gewiß. Es muß Ihnen oft schwer geworden sein durchzukommen. Arme Dame!“

Er berührte leise ihre Hand, die auf seinem Armstuhle ruhte. Wie schmal und mager diese Hand war, und neben aller Zartheit sah man, daß sie schwere Arbeit zu thun gewohnt war. Frau Scanlan zog sie augenblicklich fort.

„Ich beklage mich nicht,“ erwiederte sie beinahe stolz. „Es wird mir gelingen, den Hausstand unseren Mitteln gemäß zu führen, nur dieses Jahr war es mir unmöglich auszukommen, und ich bin ganz unglücklich darüber. Denken Sie, wir sind fünfzehn Pfund schuldig.“

„Fünfzehn Pfund! welche erschreckende Summe!“ sagte der Rector lächelnd.

„Für Sie wohl nicht, aber für mich ist sie sehr bedeutend. Ich scheue mich ihretwegen durch die Hochstraße in Ditschley zu gehen, in der Angst, Aller Augen könnten nach mir blicken und man flüsterte vielleicht: „Das ist die Frau des Vicars, sie schuldet mir Geld und will oder kann es nicht bezahlen.“ Denn wie

können die Leute wissen, worin der Fehler liegt. O, Herr Oldham, Sie mögen darüber scherzen, aber für mich ist es furchtbar — kaum zu ertragen."

Josephine sprach sehr ernst, mit Thränen in ihren Augen. Es war so lange her, daß sie ihr Herz einem Menschen geöffnet, daß sie, da sie einmal zu sprechen angefangen, nicht wieder aufhören konnte.

„Sie müssen wissen, daß ich niemals an etwas Derartiges gewöhnt war. Mein Vater — ach, wenn Sie meinen Vater gekannt! er würde lieber gehungert haben — zuweilen gingen wir ohne Speise zu Bett — ehe er Schulden gemacht hätte; davor würden wir zurückgebebt sein. Ja, Sie müßten meinen Vater gekannt haben!" wiederholte sie noch einmal und die Thränen flossen leise über ihr Gesicht.

„Ich habe des Umstandes gegen Sie nie erwähnt, Madame, weil es mir nicht erforderlich schien," begann der Rector sehr sanft, „aber in Paris bei der Hochzeit seines Fräulein Schwester, die ich vorher kennen und bewundern gelernt, hatte ich die Ehre, wenn auch nur für kurze Zeit, den Herrn Vicomte de Bougainville zu sehen."

Josephine war sehr erstaunt, dennoch stand sie in ihrem Zartgefühl und durch die Zurückhaltung des Herrn Oldham gewarnt, von weiteren Fragen ab; sie saßen eine Weile schweigend, bis der Diener kam, zu melden, das zweite Frühstück sei servirt.

Herr Oldham bot Frau Scanlan mit seiner gewohnten Höflichkeit den Arm und sagte freundlich:

„Nach dem Frühstück können wir unser Gespräch

fortsetzen; jetzt bitte ich Sie, einen kleinen Imbiß bei mir einzunehmen!“

Frau Scanlan gab sich Mühe, ihre beunruhigenden Gedanken zu bannen, um nur wenigstens die übliche Rücksicht zu beobachten, und nach und nach kam ihr Muth, den sie fast ganz verloren, zurück.

Während der Mahlzeit unterhielten sich Beide in ihrer gewöhnlichen angenehmen Weise, hauptsächlich sprachen sie von des Rectors Lieblingsthema, dem schönen Garten. Der alte Herr war besonders heiter und erzeigte seinem Gaste jede erdenkliche Aufmerksamkeit; er ließ eine Flasche seines besten und auserlesensten Burgunders bringen, die Ehre und Freude eines so seltenen Besuches dadurch zu feiern. Seine Güte that der jungen Frau wohler, als selbst der köstliche Wein.

Nebenbei — o, über uns arme Sterblichen! — war ihr nach dem heißen, ermüdenden Gange dieses reiche, schmackhafte Frühstück, luxuriöser als ein Mittagsmahl, wie sie es seit Monaten gehabt, wirklich erfrischend und stärkend, und die Stille und Ruhe dabei, die anmuthige Umgebung, Alles that ihr wohl und berührte sie mit einem Gefühle langentbehrter Annehmlichkeit. Josephine hatte niemals großes Gewicht auf Luxus gelegt, als sie noch von ihm umgeben war, doch die lange Entbehrung jedes Comfort hatte seinen Werth erhöht. Sie wünschte fast, daß sie eines Bettlers Sack und mehr noch seine Dreistigkeit besessen, damit sie einen Theil der köstlichen Speisen ihren Kindern hätte mitnehmen können; wie wohl würden sie besonders der armen, schwachen Adrienne gethan haben. Mit einem unbewußten Seufzer blickte

sich die Mutter in dem schönen, kühlen Eßzimmer um, während sie dabei an die kleinen Stuben zu Hause dachte.

„Ihnen scheint dieses Zimmer zu gefallen," sagte der Rector lächelnd.

„Ja, Sie wissen, ich halte Ihr Haus für eines der hübschesten und wohnlichsten; jedenfalls ist es das schönste in Ditschley. Und ich mag geschmackvolle, reizende Dinge gern leiden."

„Ich auch. Zuweilen kommt mir der Gedanke, ich könnte meiner Liebhaberei dafür etwas mehr nachgeben, indem ich mir zum Beispiel eine Gemäldesammlung anlegte. Aber worin bestände eigentlich das Gute davon für einen alten Junggesellen wie ich, der sich ihrer nicht mehr lange erfreuen könnte; nach meinem Tode würden die Bilder doch zerstreut werden. So habe ich denn beschlossen, bei meiner einfachen gewohnten Lebensweise zu bleiben und denen, die nach mir kommen, die Extravaganzen zu überlassen."

Es war zum ersten Male, daß Herr Oldham auf seine Erben anspielte. Natürlich mußte er deren haben; reiche Leute besitzen stets, wenn nicht andere, doch Vettern im siebzehnten Grade, die sehr gern nehmen, was ihnen zufällt, aber in Ditschley hatten sie sich nie sehen lassen. Die Stadt und die Umgegend schienen über die Sache ebenso unwissend zu sein, wie Frau Scanlan, und die allgemeine Meinung ging dahin, Herr Oldham werde sein bedeutendes Vermögen einer Wohlthätigkeits-Anstalt hinterlassen. Er war, so viel ihr bekannt, der Letzte seines Stammes, ein an sich schon trauriger Um-

stand und kein angenehmes Thema darüber mit ihm zu reden. So suchte Josephine dem Gespräche eine andere Wendung zu geben durch die allgemeine Bemerkung, daß sie hoffe, Herr Oldham werde sich noch lange seines schönen Besitzthumes erfreuen.

„Vielen Dank. Wer es aber erbt, wird Alles in gutem Stande und sicher und geordnet finden. Es dauert lange, bis ich mich zu etwas entschließe; ist es geschehen, so ändere ich selten meinen Entschluß. Meine Erben können auf ihr Erbtheil bestimmt rechnen."

Dies war eine eigenthümliche Aeußerung und Josephine wußte nicht, was sie darauf erwidern sollte. Freilich bekundete es Vertrauen gegen sie und die Ueberzeugung, sie nehme Interesse an seinen Verhältnissen, doch lag ihre eigene Angelegenheit ihr so sehr am Herzen, daß sie verzeihlich gleichgültig dagegen war, wer Herrn Oldham's Vermögen erbe. Ihrer Familie Wohlergehen beschäftigte sie mehr. Dennoch wollte sich das Gespräch nicht gewaltsam in diese Bahn lenken, doch voll nervöser Ungeduld erwartete sie, daß ihr Wirth sie aus dem Speisezimmer wieder nach der Bibliothek führe.

Endlich geschah dies, aber auch dort saßen sie schon wieder in den bequemen Armstühlen, ohne daß er von der Sache, welche sie vor Allem interessirte, zu reden begann.

„Denken Sie jemals an Sterben, Frau Scanlan?"

Es war eine wunderbare Frage, ja sie streifte, so plötzlich gethan, fast an das Komische, doch unterdrückte

Josephine die Neigung sie so aufzufassen und erwiderte ernst:

„Meinen Sie, ob ich vom religiösen Standpunkte aus mich mit solchen Gedanken beschäftige, Herr Oldham?"

„Nein. Ich möchte wissen, ob sie glauben, alt zu werden?"

„Meine ganze Familie hat lange gelebt, und ich selbst bin, so weit ich es beurtheilen kann, eine durchaus gesunde Frau. Ja, ich hoffe so lange zu leben, bis alle meine Kinder erwachsen sind. Gott gebe es!"

Sie seufzte leise; denn sie erinnerte sich, wie sie in ihrem letzten Wochenbett dem Tode nahe gewesen, und wie ihr da der Gedanke beunruhigend war, was aus ihren Kindern werden solle, wenn ihnen gegen die harte Welt kein anderer Schutz und Schirm, als ihr Vater bliebe. Seit jener Zeit war sie achtsamer auf ihre Gesundheit geworden und hatte tüchtig gekämpft gegen ein Sehnen nach Ruhe, welches zuweilen über sie kam, wobei sie Gott bat, er möge ihr solchen Wunsch nicht anrechnen und sie so lange am Leben erhalten, bis ihre Kinder ihrer nicht mehr bedürften.

„Mein Leben steht in Gottes Hand," fuhr sie fort, „dennoch sehe ich nicht ein, warum es nicht ein langes sein sollte. Ich hoffe, es wird so sein um meiner Kinder und meines Mannes willen."

„Ihr Herr Gemahl ist schwächlicher als Sie, wenigstens sagt er mir das oft. Wenn er einmal in der melancholischen Stimmung ist, versichert er stets, er weder nie mein Alter erreichen."

„Ich hoffe es doch,“ erwiderte die junge Frau heiter, „besonders wenn er nicht mit Arbeiten überhäuft wird und wir immer auf dem Lande bleiben. Schon aus diesem Grunde bin ich so gegen London eingenommen.“

„Warten Sie, davon wollen wir später reden. Jetzt möchte ich mit Ihnen etwas, meine Privat-Angelegenheiten Betreffendes besprechen; ein Geheimniß — aber ich weiß ja, daß Sie schweigen können.“

Josephine neigte ihr Haupt zustimmend, ganz verwundert, was eigentlich kommen werde. Der alte Herr, der fünfundsiebenzig Jahre war, kann sich doch nicht noch verheirathen wollen, aber es kommt vor, selbst noch im Greisenalter, dachte sie im Stillen. Seine nächste Aeußerung zerstreute diese Annahme.

„Es ist möglich, daß Sie mein Geheimniß einige Jahre bewahren müssen, und zwar muß es ausschließlich geschehen, Sie dürfen es nicht einmal Herrn Scanlan verrathen.“

„Es meinem Manne verschweigen?“ rief Josephine sich zurückziehend. „Ich glaube, Herr Oldham, es ist besser, wir lassen die ganze Sache ruhen. Die Frage möchte schwer zu entscheiden sein, ob es für eine Frau recht oder unrecht ist, ein Geheimniß vor ihrem Gatten zu haben.“

„Mag sein. Ich habe niemals das Glück gehabt, verheirathet zu sein, und es scheint mir nicht glaublich, daß ich jetzt noch den Versuch riskiren würde. Aber Sie verschwiegen Ihrem Herrn Gemahl doch die traurige Geschichte von Frau Waters.“

„Das war etwas Anderes“ — erwiderte sie zögernd.

„Dennoch muß ich auf meinem Verlangen beharren. Sie müssen entweder versprechen, die Sache Ihrem Manne nicht mitzutheilen, oder ich kann sie Ihnen nicht anvertrauen. Doch schien es mir von der höchsten Wichtigkeit für Sie, wenn Sie es erführen."

Der Rector sprach entschieden, mit jener Bestimmtheit, die, wenn er sich ihrer bediente, ganz unbeugsam war. Er gab sich nicht die Mühe, um Kleinigkeiten sich herumzustreiten, sobald er aber in wichtigen Dingen seinen Entschluß gefaßt, so konnte man eben so gut hoffen, einen Berg zu bewegen, als ihn davon abzubringen.

„Es ist ein Geheimniß," fuhr er fort, „das ausschließlich mich betrifft, mir gehört; es würde Scanlan nicht nur nichts Gutes thun, sondern vielmehr Schaden bringen, wenn er es erführe. Die größte Güte, die ich ihm beweisen kann, ist nach meiner aufrichtigen Meinung die, daß ich es ihm vorenthalte."

„Warum aber es mir anvertrauen?"

„Weil Sie ganz verschieden von Ihrem Herrn Gemahl sind. Ihnen würde es nie Nachtheil bringen, umgekehrt, es könnte für Sie und die Kinder von Nutzen sein und ich rathe Ihnen, es um der Kinder willen anzunehmen."

„Ich hasse Geheimnisse," sagte Frau Scanlan unruhig und sie überdachte im Stillen, was wohl das Geheimniß des Rectors sein könne. War er in eine Zwistigkeit mit dem Bischof gerathen, die auch ihren Mann betraf? Oder — das schien ihr noch das Wahrscheinlichste — bezog es sich auf ihres Edward Zukunft, viel-

leicht auf eine Verbesserung seiner Stelle? Herrn Oldham's nächsten Worte bestätigten sie in dieser Annahme.

„Auch ich hasse Geheimnisse, Madame, außer wenn sie unvermeidlich wie dieses sind. Ich verlange von Ihnen ein entschiedenes Ja oder Nein; auch kann ich nichts weiter thun, Sie zu beeinflussen, als daß ich höchstens noch sage, ich glaube, wenn Sie mein Geheimniß kennen, werden Sie es nicht mehr für nöthig erachten, nach London zu ziehen."

Die Versuchung war groß.

„Herr Oldham, warum stellen Sie mich auf eine so harte Probe!" erwiderte Josephine unruhig.

„Zu Ihrem eigenen Besten! Meinen Sie, mein liebes Kind, ich fühlte nicht mit Ihnen, wie schwer es ist," sagte er in fast väterlich gütigem Tone. „Dennoch sind die Umstände nicht zu ändern. Entweder Sie hören mein Geheimniß und verschweigen es während meiner Lebenszeit jedem Menschen, selbst Ihrem Herrn Gemahl, oder ich halte die Bedingungen für erledigt, und die ganze Sache soll sein, als wäre sie nie gewesen."

„Ich verstehe nicht" —

„Sie brauchen es auch nicht zu verstehen. Wollen Sie mir nur vertrauen! Bin ich Ihnen nicht stets ein treuer Freund gewesen; können Sie nicht glauben, daß ich es Ihnen bis zuletzt bleiben werde? Und ich verpfände Ihnen meine Ehre, die Ehre des Letzten der Oldham's" (fügte er mit einer Art stolzem Pathos hinzu, welcher die Mutter eines heranwachsenden Geschlechtes bis ins Herz traf) „daß das, was ich von Ihnen verlange, Sie nie belästigen, bekümmern oder compro-

mittiren kann. Es ist mein Geheimniß. Ich könnte es Ihnen ja bis zuletzt verschwiegen haben, nur scheint es mir besser, daß Sie es erfahren," setzte er mit einem Blick froher Güte hinzu. „Ich glaube auch, daß Scanlan Ihnen entschieden rathen würde, meine Bedingungen anzunehmen, wenn er um die Sache wüßte."

„Lassen Sie mich ihm dieselbe vertrauen. Bitte erlauben Sie wenigstens, daß ich meinem Manne sage, ich habe ein Geheimniß vor ihm, und er müsse mir gestatten, es zu bewahren!"

Herr Oldham schüttelte das Haupt.

„Sie weiblicher Don Quixote! Sie sind wie die echte Liebe: „die Alles glaubt, Alles hofft." Aber ich habe mehr Erfahrung. Nein; nein, mißverstehen Sie mich nicht! Ich mag Ihren Herrn Gemahl wohl leiden. Er ist ein kluger Mensch, ein angenehmer Gesellschafter und sagt mir als Vicar gut zu; ich hoffe mich niemals von ihm zu trennen. Dennoch, meine theure Frau, muß ich es Ihnen sagen, daß — daß — Sie in jeder Hinsicht weit über Ihrem Manne stehen?"

Armer Herr Oldham! Er hatte von seinem Standpunkte als alter Junggeselle keine Ahnung gehabt, welchen Eindruck seine Worte machen würden.

Das Blut strömte in Josephinens Antlitz, sie richtete sich höher empor mit einem so abweisenden Stolz, wie er ihn nie an ihr bemerkt.

„Sir! Herr Oldham! Sie müssen kaum bedacht haben, was Sie sagten, können es nicht meinen. Bitte, schweigen wir über das Ganze und wenden wir uns der vorliegenden Angelegenheit zu, die zu erledigen mein

Gatte mich hergesandt. Können wir sie nicht sogleich besprechen? Ich muß zu meinen Kindern nach Hause zurück."

Der alte Herr blickte sie einen Moment an, dann bot er ihr seine Hand und sagte fast demüthig:

„Verzeihen Sie mir, Madame! Ich vergaß mich und sprach zu Ihnen wie zu meiner Tochter. Sie könnten es wohl sein, ich liebte einst eine Dame, die Ihnen sehr ähnlich war."

Es lief ein leises Zittern durch seine alten Züge, aber die Bewegung verschwand. Natürlich fragte Josephine nicht, wer „die Dame" gewesen. Nach Jahren hatte sie Ursache anzunehmen, es könne ihre Tante, die schöne Mademoiselle de Bougainville gewesen sein, die sehr jung gleich nach ihrer Verbindung, die eine Vernunft-Heirath war, starb. Aber nach den näheren Umständen dabei, die in so lang verflossenen Jahren begraben lagen, erkundigte sich Frau Scanlan nie und erfuhr sie auch nicht.

„Die vorliegende Angelegenheit, wie sie dieselbe nennen," begann Herr Oldham nach kurzem Schweigen, „ist bald arrangirt. Ich habe Sie Beide lieb, ich wünsche Ihren Herrn Gemahl, so lange ich lebe, als meinen Vicar zu behalten; deshalb bitte, sagen Sie mir, welches Einkommen zu Ihrem wohlbehaglichen Lebensunterhalte nothwendig ist und Sie sollen dasselbe haben. Geben Sie mir mein Taschenbuch her, nennen Sie die Summe und wir wollen das Ganze gleich abmachen. Darf ich Ihnen dann mein Geheimniß vertrauen?"

Frau Scanlan hatte in staunender Dankbarkeit ge-

lauscht, die zu groß für Worte war; jetzt aber schreckte sie empor. Der alte Herr schien auf seinem Willen zu beharren und die Erfüllung der Bedingungen buchstäblich zu verlangen. Der Kampf war schwer. Die einfache Pflicht einer Gattin, ihrem Manne nichts zu verbergen, nie etwas anzuhören, das sie verschweigen müßte, bezweifelte Josephine nicht für einen Moment; aber hier lag ein Ausnahmefall vor.

Sie wußte nur zu gut und war überzeugt, der Rector wisse es auch, daß Edward Scanlan der letzte Mensch war, dem man ein Geheimniß anvertrauen dürfe. Das würde sie wenigstens von ihm gesagt haben, wenn er nicht ihr Mann gewesen, und änderte dies die Sache und ihr Urtheil darüber, daß er ihr Gatte war? Wir mögen über die Schwächen unserer Nächsten und Besten schweigen, aber sie zu ignoriren, mit Absicht blind dagegen zu sein und uns nicht davor zu schützen, das ist einem klugen und gewissenhaften Menschen durchaus unmöglich.

Konnte es sein, daß, indem sie des Rectors Bedingungen ausschlug, die er, da er ihres Mannes Charakter so gut wie sie kannte, stellte, sie unklug handelte, daß sie einem Trugbilde von der Pflicht einer Gattin das Wohl ihrer ganzen Familie, ihren Mann eingeschlossen, opferte?

„Sind Sie fest überzeugt, Herr Oldham, daß es meinem Manne nicht schaden kann, daß er mich nie tadeln wird für das, was ich thue?"

„Scanlan Sie tadeln? O, nein! Unmöglich!" erwiderte der Rector mit einem leisen Kräuseln der Lippe.

„In dieser Hinsicht mögen Sie jede Befürchtung schwinden lassen. Er wird denken, Sie konnten ihm gar keinen größeren Dienst leisten.“

Noch immer zögerte die arme Josephine. Das klare Bewußtsein des Rechtes, das stets mit heller, leuchtender Flamme in ihrer Seele gestrahlt, flackerte hin und her, von verschiedenen Seiten bewegt.

Das Motto der Familie de Bougainville: „Fais ce que tu dois, advienne que pourra,“ tönte mit höhnender Verwirrung immer in ihren Ohren. In ihrer Mädchenzeit hatte sie es stets befolgt, hatte Alles gewagt und nichts gefürchtet; jetzt, da sie Gattin und Mutter war, sollte sie das weniger ehrenhaft und tapfer machen?

„Dies ist eine zu wichtige Frage, als daß Sie eine rasche Antwort geben könnten und ich diese verlangen dürfte. Dort liegt ein unausgefüllter Wechsel, schreiben Sie die Summe darauf, welche Sie bedürfen. Dann gehen Sie in den Garten zu meinen Rosen. Nach einer Viertelstunde erwarte ich Sie wieder.“

Mit sanfter Gewalt führte der Rector sie zur Glasthür, die aus der Bibliothek ins Freie ging, und nachdem er Josephine hinaus gelassen, schloß er sie wieder.

Sie wandelte in dem sonnigen Garten die vorgeschriebene Zeit umher. Wer kann wissen, welchen harten innern Kampf sie kämpfte? Ob es ihr gelang, sich zu überzeugen, sie handle recht und die Umstände zwängen sie das zu thun, was bei einer anderen Frau meist unerlaubt und unrecht gewesen, wofür sie selbst diese getadelt haben würde — wer kann hierauf Antwort geben? Vielleicht, durch die Schwere ihres harten Looses ge-

zwungen, legte sie die Rechtsfrage ganz zur Seite und beschloß das Verlangte zu thun, um ihrer Kinder willen.

Ich mag nicht als Anwalt für Josephine Scanlan auftreten, ich bemitleide sie nur. Und ich fühle — ja selbst während meines Gatten ehrlichen Augen auf mir ruhen, fühle ich — daß ich an ihrer Stelle gerade wie sie gehandelt.

Die junge Frau kehrte zu Herrn Oldham zurück.

„Nun, meine theure Frau, haben Sie Sich entschieden?“

„Ja. Sie können mir anvertrauen, was Sie wünschen und ich werde das Geheimniß so lange Sie leben treu bewahren.“

„Wie das mit Frau Waters?“

„Das war eine andere Sache; aber auch über das Ihrige will ich schweigen — selbst meinem Manne gegenüber.“

„Haben Sie Dank!“ Der Rector drückte ihre Hand warm und innig und setzte hinzu: „Sie werden es niemals bereuen — das Opfer.“

Da er jetzt aber ihr Versprechen besaß, schien er nicht in großer Eile, es in Anspruch zu nehmen. Er schrieb auf einen Wechsel die noch von ihm etwas erhöhte Summe, welche fortan das Gehalt seines Vicars ausmachen sollte. Dann nahm er Hut und Stock und führte Josephine in den Garten, ihr seine Lieblingsblumen und die Verbesserungen, welche hier und dort vorgenommen waren, zu zeigen.

„Sind diese Rosen nicht prachtvoll? Ich will sie ganz über die Veranda ziehen. Mehr als einmal dachte

ich schon daran, ein eigenes Rosenhaus, ein „Rosarium" anzulegen, aber es würde sehr kostspielig sein und wozu, da Haus und Garten nach meinem Tode doch in andere Hände übergehen. Oldham Court wird das Besitzthum meiner Erben werden, es ist ein schönes Gut und ganz schuldenfrei. Meine Nachfolger könnten es bald zu Gelde machen, aber ich werde Sorge tragen, dies zu verhindern. Mein Freund und Testamentsvollstrecker Dr. Waters und mein Anwalt sind Beide außerordentlich kluge, scharfsinnige und ehrenhafte Männer."

„Ja wohl," entgegnete Josephine zerstreut, denn ihre Geduld war erschöpft; trotzdem fuhr Herr Oldham fort zu sprechen, sie aber hörte kaum mehr was, er redete über Alles, nur nicht über sein wichtiges Geheimniß. Erst im letzten Moment, als er sie zur Gartenpforte geleitet und nun an diese gelehnt bei ihr stand, immer noch sprechend, wobei er sie mit einem zärtlichen, nachdenkenden Blick betrachtete, sagte er endlich:

„Ich lege Ihnen eine schwere Bürde auf nach Ihrer Ansicht, Frau Scanlan, doch seien Sie ruhig, Sie werden dieselbe nicht mehr lange zu tragen haben — nur noch während meines Lebens."

„Ich hoffe, Sie werden uns noch manches Jahr erhalten bleiben."

„Und möglicher Weise kaum noch ein Jahr. Ich hatte neulich einen Anfall, der mich dazu bestimmte, meine Angelegenheiten zu ordnen. Bitte, reden Sie nicht davon, es ist durchaus nicht nothwendig. Gehen Sie jetzt nach Hause und bedenken Sie, daß, was ich Ihnen sagen werde, auch nicht die geringste Veränderung dort

machen darf; es muß Alles bleiben wie früher. Nur brauchen Sie fortan nicht mehr wie ein Bild der Verzweiflung zu mir zu kommen, wie dies heute geschah."

„Aber ich kehre, Dank Ihrer unendlichen Güte, mit frohem Herzen heim. Bei meinem nächsten Besuche will ich ein Paar der Kinder mitbringen, damit sie uns erheitern sollen. Darf ich?"

„Gewiß. Ihre Kinder sind reizend und liebenswerth und" — der alte Herr wurde sehr ernst — „quälen und sorgen Sie Sich nicht mehr um Ihre Zukunft, es ist nicht nöthig. Dies ist mein einfaches Geheimniß: Ich machte gestern mein Testament und setzte Sie zu meiner Erbin ein. Kein Wort, bitte! Adieu!"

Er wandte sich und schritt schnell in seinen Garten hinein. Josephine stand starr vor Staunen vor der Pforte; endlich, da ihr nichts anders zu thun blieb, ging auch sie heimwärts.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck der Engelhard-Reyher'schen Hofbuchdruckerei in Gotha.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Craik, Dinah Maria Mulock,

Ein muthiges Weib Aus dem Englischen von Sophie Verena

Bd.: 1

Leipzig 1870

P.o.angl. 545 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10751641-9